

Inhalt

Danksagung	2
1. Einleitung	3
2. ‘Kultur’ in Entwicklungsdiskursen	13
2.1 ‘Kultur’ in Entwicklungstheorien	15
2.2 ‘Kultur’ in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit	18
2.3 Kulturdiskurse in der Dritte-Welt-Bewegung	25
3. Postkoloniale Kritik	29
3.1 Die Frage nach dem ‘post’ in ‘postkolonial’	32
3.2 Hybridität und unreine Identitäten	35
3.3 Postkolonialer Feminismus/Feminismus aus dem Süden	39
3.4 Zuhören!	52
3.5 Postkoloniale Kritik und Entwicklungszusammenarbeit	55
4. Grundlagen(texte) des Gender-and-Development-Ansatzes	61
4.1 DAWNs empowerment-Vision	61
4.1.1 ‘Frauen’ im DAWN-Manifest	64
4.1.2 DAWNs Feminismus-Konzept	68
4.1.3 ‘Entwicklung’ im DAWN-Manifest	71
4.2 Mosers Gender-Planung	79
4.2.1 ‘Frauen’ in Mosers <i>Gender Planning and Development</i>	81
4.2.2 Mosers Feminismus-Konzept	87
4.2.3 ‘Entwicklung’ in Mosers <i>Gender Planning and Development</i>	89
4.3 DAWN, Moser und postkoloniale Kritik	103
5. Fazit	120
Literaturverzeichnis	125
Abkürzungsverzeichnis	133

Danksagung

Für Literaturhinweise und Anregungen, Zeit und Korrekturen, Interesse und Geduld während der verschiedenen Stadien im Entstehungsprozeß danke ich ganz herzlich: Christine Bigdon, Regina Frey, Klaus Günther, Daniel Haas, Britta Ohm, Ines von Ploetz, Martin Saar, Helga Satzinger und ganz besonders Wolfram Zunzer; außerdem dem OSI-Colloquium für DiplomkandidatInnen im Sommersemester 1997, dem Entwicklungspolitischen Frauenstammtisch in Berlin und dem „Nachwuchspolitik e.V.“. Sie alle haben dazu beigetragen, daß die Arbeit an diesem Text fast immer Spaß gemacht hat.

1. Einleitung

Nach einer längeren Verzögerung - das Erscheinungsjahr auf dem Titelblatt der ersten Auflage ist handschriftlich korrigiert - gab das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) im Sommer 1997 das *Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Männern und Frauen am Entwicklungsprozeß* heraus.¹ Das 15 Seiten starke Dokument, das seither - nach seinem Untertitel - meist *Gleichbeteiligungskonzept* genannt wird, fungiert als „verbindliche entwicklungspolitische Vorgabe für die Gestaltung der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit durch das BMZ und die durchführenden Organisationen“ (BMZ 1997: 1). Den deutschen Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs) soll es als Orientierungshilfe dienen. Erklärtes Ziel des Konzeptes ist es, „zur gleichberechtigten Beteiligung von Männern und Frauen am Entwicklungsprozeß beizutragen und langfristig eine entsprechende Verbesserung des Status der Frauen und deren Machtgleichstellung (engl.: *empowerment*) zu erreichen“ (BMZ 1997: 3). Zu diesem Zweck sollen entwicklungspolitische Vorhaben „nicht ausschließlich die Situation der Frauen, sondern die Veränderung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander“ im Blick haben (BMZ 1997: 1). Machtgleichstellung wird in dem Konzept verstanden als die gleiche Macht von Männern und Frauen zu selbstbestimmtem Handeln. Konkreter: Frauen sollen „gleichberechtigt und selbständig die wirtschaftliche, soziale und gesellschaftliche Entwicklung ihrer Länder mitgestalten, an ihr teilnehmen und aus ihr Nutzen ziehen können“ (BMZ 1997: 3f.). Mit der Fokussierung auf Geschlechterverhältnisse setzt sich das Gleichbeteiligungskonzept zumindest verbal deutlich vom früheren *Konzept für die Förderung von Frauen in Entwicklungsländern*² ab, das 1988 als „Entscheidungshilfe“ vom BMZ verabschiedet worden war (BMZ 1988: 101). Im Mittelpunkt des 1988er Konzepts hatte noch Frauenförderung gestanden: „Die Interessen von Frauen sind bei der Planung und Durchführung aller Vorhaben zu berücksichtigen,“ heißt es dort (BMZ 1988: 101).

¹ Vgl. BMZ 1997. Während in Kreisen kritischer Entwicklungspraktikerinnen gemunkelt wird, die Verzögerung sei Querelen hinter den Kulissen geschuldet gewesen, heißt es aus dem BMZ, Verzögerungen bei der Herausgabe von Konzepten seien die Regel und die handschriftliche Korrektur einem zu lange unbemerkt gebliebenen, daher peinlichen Tippfehler zuzuschreiben. Immerhin gibt man auch dort zu, daß es Unstimmigkeiten über die Verwendung des Begriffs ‘gender’ gegeben habe. Diese sollen allerdings eher ästhetisch motiviert gewesen sein. Und: Der Bürger auf der Straße kenne ‘gender’ nicht, soll aber das Konzept verstehen können. Die Information aus dem BMZ ist der Ertrag einer telefonischen Anfrage am 17.02.1998.

² Vgl. BMZ 1988.

Diese Verschiebung der proklamierten Ziele von Frauenförderung und der Berücksichtigung von *Fraueninteressen* hin zu Gleichberechtigung und der Berücksichtigung von *Geschlechterverhältnissen* entspricht einem Wandel, der sich in den letzten Jahren in der feministischen Entwicklungsforschung ebenso vollzogen hat wie in den Strategien der einflußreichsten entwicklungspolitischen Institutionen: dem Wandel von WID zu GAD, vom *Women-in-Development-* zum *Gender-and-Development-Ansatz*.³ Eine kritische Analyse von Grundkonzepten dieses neuen Ansatzes soll im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen.

Feministische Diskussionen über die Rolle von Frauen in Entwicklungsprozessen begannen bereits in den 70er Jahren.⁴ Anstoß dieser Diskussionen war in vielen Fällen Ester Boserups Studie *Women's Role in Economic Development*⁵, in der sie darlegt, daß viele Entwicklungsprojekte der damaligen Zeit die ökonomische Situation und den Status von Frauen nicht nur nicht verbessert, sondern sogar verschlechtert hatten. In den Folgejahren richteten viele staatliche Entwicklungsorganisationen Gleichstellungsstellen, die sogenannten *WID-desks* ein. Die Mitarbeiterinnen dieser Büros sollten zunächst für die Sichtbarmachung von Frauen im Entwicklungsprozeß Sorge tragen und sich fernerhin für die Integration der produktiven Arbeit von Frauen in Entwicklungsprozesse einsetzen. Die Strategie, derer die WID-Aktivistinnen der ersten Jahre sich bedienten, wurde unter der Bezeichnung 'Gleichheitsansatz' (*equity*) gebräuchlich und entsprach den Gleichstellungsforderungen liberaler Feministinnen. Sie wurde in den Folgejahren ersetzt durch den sogenannten Effizienzansatz (*efficiency*), der auf der Argumentation beruht, die Integration von Frauen in Entwicklungsprozesse sei aus Gründen der Effizienz und Effektivität von Entwicklungsvorhaben geboten. Praktisch wurde die Integration oft durch die Förderung einkommenschaffender Maßnahmen für Frauen

³ Dieser Fokuswechsel - von 'Frauen' zu 'Geschlechterverhältnissen' - vollzog sich zeitlich versetzt und in abgewandelter Form, aber dennoch parallel zu anderen Bereichen feministischer Politik. An Universitäten mit Einrichtungen feministischer Wissenschaft beispielsweise gab es eine Umorientierung von Frauenforschung hin zu Geschlechterstudien/*Gender Studies*.

⁴ Die Berücksichtigung von Frauen in Entwicklungsvorhaben begann schon in den 50er Jahren, als unter dem Label des sogenannten 'Wohlfahrtsansatzes' (*welfare*) Frauen in ihrer Mutterrolle gefördert wurden. Den Wohlfahrtsansatz halte ich jedoch für vorfeministisch, da er Frauen auf ihre Mutterfunktion reduziert. Im stark ausdifferenzierten und heterogenen Feld feministischer Theorie- und Praxisströmungen gibt es keine Position, die diese Reduktion nicht vehement kritisieren und ablehnen würde.

⁵ Vgl. Boserup 1970.

angestrebt. Diese wiederum sind mit dem Ansinnen und Ansatz der Armutsbekämpfung (*anti-poverty*) verknüpft.⁶

In der feministischen NGO-Szene entwickelte sich währenddessen⁷ ein Ansatz, der vor allem in der angelsächsischen Literatur als WAD, *Women and Development*, bezeichnet wird. Ausgehend von dependenztheoretisch und radikalfeministisch inspirierten Autonomiebestrebungen propagierten die WAD-Streiterinnen reine Frauenprojekte. Statt Integration in bestehende Strukturen befürworteten sie Separation und die Suche nach einem eigenen Weg: eine enge Kooperation mit männlich dominierten Entwicklungsinstitutionen lehnten sie ab.⁸

Im Süden, also dort, wo die Situation von Frauen nach Ansicht der BefürworterInnen von WID und WAD verbessert werden sollte, bildeten sich vor allem während der Frauendekade 1976-1985, die von den Vereinten Nationen ausgerufen worden war, Netzwerke feministischer Basisaktivistinnen und Wissenschaftlerinnen. Während der Abschlußkonferenz der Dekade, die 1985 in Nairobi stattfand, warteten diese mit einem neuen Konzept auf: *empowerment*.⁹ *Empowerment*, ein nur schwerfällig ins Deutsche übersetzbarer Begriff,¹⁰ stand zunächst für ein gezielt emanzipatorisches und konfliktorientiertes Programm. Es bezeichnete den politischen Kampf um Macht für Frauen. Macht wurde dabei verstanden als „Verfügungsrecht über Ressourcen, Entscheidungs- und Gestaltungsrecht in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen, ohne daraus Herrschaft über andere abzuleiten“ (Wichterich 1994: 33). Macht sollte nach den Vorstellungen der *empowerment*-Befürworterinnen im Zusammenspiel verschiedener emanzipatorischer Organisationen und Aktivitäten erkämpft werden. Antipatriarchale und anti-

⁶ Vgl. Braunmühl 1997: 375f., Marchand/Parpart 1995: 13f. und Schäfer 1994: 11ff. Eine ausführlichere (kritische) Darstellung liefert außerdem Wichterich 1987.

⁷ Genaue Jahresangaben zu machen ist schwierig, da die verschiedenen Ansätze und Strategien in unterschiedlichen Organisationen parallel angewandt wurden - und teilweise immer noch werden - und darüber hinaus eine feministisch inspirierte Entwicklungszusammenarbeit länderspezifisch zu unterschiedlichen Zeitpunkten begann, in der Bundesrepublik zum Beispiel wesentlich später als in den USA und Kanada. Dennoch kann man sagen, daß sich der WAD-Ansatz in den 70er Jahren herausbildete.

⁸ Vgl. Marchand/Parpart 1995: 13f.

⁹ Zur Karriere des *empowerment*-Begriffs in der Entwicklungszusammenarbeit siehe Braunmühl 1997.

¹⁰ Christa Wichterich hat darauf hingewiesen, daß der Übersetzungsdienst der Vereinten Nationen den (zentralen!) Begriff *empowerment* in der Übersetzung der *Aktionsplattform der Vierten Weltfrauenkonferenz* mit 'Machtgleichstellung' übertragen hat. Die Absicht des *empowerment*-Ansatzes, ein Gegenkonzept zum Gleichheitsansatz zu entwickeln, wurde damit nach Wichterich zunichte gemacht (vgl. Wichterich 1996: 145). Sie selbst übersetzt *empowerment* mit "Machtbildung" (Wichterich 1994: 33). Da sich das Gleichberechtigungskonzept des BMZ explizit auf die Aktionsplattform bezieht, ist anzunehmen, daß es die Bezeichnung "Machtgleichstellung (engl.: *empowerment*)" - siehe BMZ 1997: 3 - dort entlehnt hat.

sexistische Aspekte stellten eine Komponente unter mehreren dar. *Empowerment* ging nicht nur weit über die Integration von Fraueninteressen in bestehende Entwicklungsprojekte hinaus, sondern stellte dominante Entwicklungsparadigmen selbst in Frage. Ausgearbeitet wurde das Konzept vor allem von den Mitarbeiterinnen des Netzwerkes DAWN - *Development Alternatives with Women for a New Era*. Ihr programmatischer Text erschien 1985 unter dem Titel *Development, Crises and Alternative Visions*¹¹. Im deutschen Sprachraum wurde er unter der Bezeichnung „Dawn-Papier“ bekannt, nachdem ein kommentierter Auszug 1987 veröffentlicht worden war.¹²

Entwicklungstheoretikerinnen und -organisationen im Norden nahmen den *empowerment*-Begriff noch in den 80er Jahren affirmativ auf und transformierten ihn zur Entwicklungsstrategie. Aus einer ganzen Reihe verschiedener Unterdrückungsverhältnisse, die DAWN als Ursache der Machtlosigkeit armer Frauen gebrandmarkt hatte, griffen sie das Geschlechterverhältnis als dasjenige heraus, das sie für ihre Zwecke als relevant betrachteten. Der neue Ansatz, der auf diese Weise entstand und der seit 1997 - zumindest formal - auch für die bundesdeutsche Entwicklungszusammenarbeit gilt, wurde in Abgrenzung zu den oft für gescheitert erklärten Frauenförderstrategien GAD genannt: *Gender and Development*. Im Zentrum der GAD-Anstrengungen steht die Analyse von Geschlechterverhältnissen als erster Schritt und ein planerischer Eingriff in diese Verhältnisse als zweiter Schritt. Als Ziel dieses Eingriffs wird in den GAD-Konzeptionen *empowerment* von Frauen formuliert.

Innerhalb des GAD-Ansatzes haben sich mittlerweile zwei Strömungen mit unterschiedlicher Reichweite etabliert. Der eine Typ ist gender-bewußte Planung. Sie basiert auf konventionellen, eher technisch orientierten Planungsmodellen, die um die Berücksichtigung von Geschlechterverhältnissen angereichert sind, sich sonst allerdings nicht von herkömmlichen Modellen unterscheiden. Der andere Typ ist Gender-Planung. Gender-Planung erhebt den Anspruch, wesentlich weitreichender angelegt zu sein und bestehende Geschlechterverhältnisse in den Projektregionen durch die Unterstützung der Austragung von Geschlechterkonflikten, die zu *empowerment*-Prozessen von Frauen führen sollen, strukturell zu transformieren.¹³

Der eindeutig prominenteste Text auf diesem Gebiet ist Caroline Mosers Buch *Gender Planning and Development* von 1993, dessen erster, grundlegend

¹¹ Siehe Sen/Grown 1988. Die erste Ausgabe, die in Bergen herauskam, wurde ein Jahr später um eine neue Präambel und Einleitung ergänzt und erschien 1987 in New York, 1988 in London. In dieser Arbeit verwende ich die britische Ausgabe.

¹² Siehe DAWN 1987.

¹³ Vgl. Braunmühl 1997: 379ff.

einführender Teil in komprimierter Fassung bereits 1989 mit dem Aufsatz *Gender Planning in the Third World: Meeting Practical and Strategic Gender Needs* vorlag.¹⁴

In der vorliegenden Arbeit werde ich die Texte von DAWN und Moser, die beide von zentraler Bedeutung für den *Gender-and-Development*-Ansatz sind und sowohl von staatlichen als auch von nichtstaatlichen Entwicklungsorganisationen zur Formulierung von Konzeptionen und Strategien herangezogen werden, eingehend diskutieren. Im Zentrum der Analyse soll die Frage nach dem emanzipatorischen Potential der Konzepte stehen. Dabei werden insbesondere Fragen nach Differenzen und Machtverhältnissen zwischen Frauen sowie nach der diskursiven, kulturell vermittelten Macht entwicklungspolitischer Ideen in den Blickpunkt rücken.

Als der US-amerikanische Präsident Harry Truman in seiner Antrittsrede im Januar 1949 als erster öffentlichkeitswirksam von „unterentwickelten Weltgegenden“ sprach und damit nicht nur die Unterentwicklung, sondern in gewissem Maße auch die moderne Entwicklungspolitik erfand, grenzte er sich - ironischerweise, vielleicht auch bezeichnenderweise - im selben Atemzug von imperialen Bestrebungen ab. Truman erklärte:

„Wir müssen ein kühnes Programm aufstellen, um die Segnungen unserer Wissenschaft und Technik für die Erschließung der unterentwickelten Weltgegenden zu verwenden. (...) Der alte Imperialismus - das heißt die Ausbeutung zugunsten ausländischer Geldgeber - hat mit diesem Konzept eines fairen Handels auf demokratischer Basis nichts zu tun.“
(zit. nach Esteva 1993: 90)

Mit diesem rhetorischen Meisterstück erschuf Truman zwei Dinge auf einmal. Ein Entwicklungsdefizit des Südens, das er „Unterentwicklung“ nannte; und außerdem die kühne Verheißung eines Weges aus dieser Misere: Die Erschließung der unterentwickelten Gegenden durch Wissenschaft und Technik des industrialisierten Nordens/Westens. Auch wenn die Handelsbeziehungen in diesem Modell deutlich von denen abweichen, die im Zeitalter des „alten Imperialismus“ gepflegt wurden, bleiben die Pole aus der alten Hierarchie bestehen. Der Entwicklungsethnologe Klaus Hirsch spricht in diesem Zusammenhang daher auch von „Entwicklung als Fortsetzung kolonialer Weltsicht“ (Hirsch 1990: 33).

Franz Nuscheler argumentiert in seinem *Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik* auf ähnliche Weise. Dabei betont er den kulturellen Aspekt der Kolonisierung. Der

¹⁴ Siehe Moser 1993 und Moser 1989.

Entwicklungsgedanke, der modernen entwicklungspolitischen Maßnahmen zugrunde liegt, setzt Nuschelers Ansicht nach den Kolonialismus allerdings nicht bloß fort, sondern stellte bereits dessen Kern dar:

„Die ‘Kolonisierung der Gehirne’ war eine tiefgreifendere und folgenreichere Hinterlassenschaft des Kolonialismus als Monokulturen, Plantagen und Bergbauklaven; sie verpflanzte die Orientierung an europäischen Leitbildern von Entwicklung, an Lebensstilen und Konsumgewohnheiten in die Köpfe; sie verfremdete Bedürfnisse und wickelte das Potential zu eigenständiger Entwicklung ein, nicht aus. Nicht erst die Modernisierungstheorie sorgte dafür, daß alles, was Zivilisation, Fortschritt und Entwicklung genannt wurde, am europäischen Modell gemessen wurde.“ (Nuscheler 1995: 181)¹⁵

Der Entwicklungsgedanke impliziert demnach, daß westliche Modelle zur unhinterfragten Entwicklungsnorm erhoben werden und die Entwicklung der als ‘unterentwickelt’ betrachteten Gebiete zur Chefsache des Nordens gemacht wird. Diese Doppelstrategie erfordert und reproduziert deutliche Hierarchien. Während sich diese in der Kolonialzeit nach dem Grad der Zivilisiertheit bemaßen, bemessen sie sich im Zeitalter der Entwicklungspolitik vordringlich danach, inwieweit die Wirtschaft den strukturellen Erfordernissen des Weltmarktes angepaßt und inwieweit die soziale Frage gelöst ist; in den letzten Jahren ist als zusätzliches Kriterium oft die Frage nach einer formalen Demokratisierung hinzugekommen. Wolfgang Sachs beschreibt - nur leicht polemisch - die Wirkung dieser Strategie wie folgt:

„Horizontal ließen sich so verschiedene Welten wie die Zapoteken, Tuaregs und Rajasthani als gleichartig einstufen und vertikal im Vergleich zu den ‘reichen’ Nationen auf eine Position nahezu unermeßlicher Unterlegenheit verweisen. So definierte ‘Armut’ ganze Völker nicht nach dem, was sie sind, und sein wollen, sondern in dem, was ihnen fehlt und was sie zu werden haben. Ökonomische Geringschätzung war so an die Stelle kolonialer Geringschätzung getreten.“ (Sachs 1992: 40)

Ob der Entwicklungsgedanke die koloniale Weltsicht nun fortsetzt oder bereits untermauerte, ob die Geringschätzung von Menschen und ganzen Völkern im Süden eher kolonial oder ökonomisch begründet ist: in all diesen Fällen werden kulturelle Spezifika und Differenzen im Süden ausgeblendet. Beleuchtet wird dagegen eine Unterscheidung, die anhand westlicher, moderner Normen konstruiert und dichotom verfestigt ist: Die Unterscheidung zwischen Zivilisierten und Wilden, zwischen Reichen und Armen, zwischen Entwickelten und Unterentwickelten, dem

¹⁵ Die Rede von der "Kolonisierung der Gehirne" hat Nuscheler den Texten Franz Fanons entlehnt. Fanon gilt als Vorreiter postkolonialer Kritik.

Norden/Westen und dem Süden. Diese Unterscheidung prägt auch die entwicklungspolitischen Institutionen. Sie produziert Geberländer und Empfängerländer, ExpertInnen und entwicklungspolitische Zielgruppen, Staaten und Menschen, die helfen, sowie Staaten und Menschen, denen geholfen wird. Ausgangspunkt der Unterscheidung sind strukturelle Ungleichheiten. Diese bildet sie jedoch nicht ab. Vielmehr steht sie zu ihnen in einem interdependenten Verhältnis. Seit wenigen Jahren sprechen die deutschen Entwicklungsorganisationen nicht mehr von Entwicklungshilfe, sondern von Entwicklungszusammenarbeit.¹⁶ Die Unterscheidung, auf der das Entwicklungsdenken beruht und die es reproduziert, ist bei diesem Austausch von Begriffen nicht verschwunden. Statt dessen ist ein neuer Anspruch hinzugekommen, der mit dieser Unterscheidung in einem Spannungsverhältnis steht: der Anspruch der Zusammenarbeit. Statt zwischen Geber- und Empfängerländern sollen die entwicklungspolitischen Maßnahmen nun zwischen Partnerländern stattfinden. Bestehende strukturelle Ungleichheiten im Zusammenspiel mit den materiell verfestigten Hierarchien, die das Entwicklungsdenken produziert, werden durch diese Argumentationsstrategie rhetorisch überlagert. Partnerschaftliche Entwicklungszusammenarbeit findet dennoch immer vor dem Hintergrund materieller Herrschaftsstrukturen sowie diskursiv vermittelter Machtverhältnisse statt.

Der *Gender-and-Development-Ansatz* ist vor dem Hintergrund dieses Entwicklungs-Szenarios besonders interessant. Denn *empowerment*, das Konzept, das in seinem Mittelpunkt steht, wurde im Süden entwickelt. Auf den ersten Blick scheint GAD daher vor dem Spannungsverhältnis der partnerschaftlichen Entwicklungszusammenarbeit gefeit zu sein. Ob dieser Schein trügt oder ob er auch eingehenderen Blicken standzuhalten in der Lage ist, soll sich im Verlauf dieser Arbeit zeigen.

¹⁶ Im *Journalisten-Handbuch Entwicklungspolitik 1993* ist noch die Rede von Entwicklungshilfe; das Nachschlagewerk aus dem BMZ beginnt: "Seit mehr als 30 Jahren wird international Entwicklungshilfe geleistet. In diesem Zeitraum haben Entwicklungsländer wirtschaftliche und soziale Erfolge erzielt. Dennoch ist die Aufgabe, Hunger und absolute Armut zu beseitigen, in weiten Teilen der Welt noch ungelöst. Internationale Stabilität und Frieden hängen langfristig davon ab, daß diese Länder aus der internationalen Arbeitsteilung Nutzen ziehen können und eine reale Chance zu einer eigenständigen Entwicklung haben." (BMZ 1993: 11)

Ein Jahr später ist nur noch von Zusammenarbeit die Rede. Das *Journalistenhandbuch 1994* beginnt: "Entwicklungszusammenarbeit besteht international seit mehr als 30 Jahren. In diesem Zeitraum haben die Entwicklungsländer wirtschaftliche, politische und soziale Erfolge erzielt. Dennoch ist die Aufgabe, Hunger und absolute Armut zu beseitigen, in weiten Teilen der Welt noch ungelöst. Internationale Stabilität und Frieden hängen langfristig davon ab, daß diese Länder aus der internationalen Arbeitsteilung Nutzen ziehen können und eine reale Chance zu einer eigenständigen Entwicklung erhalten." (BMZ 1994a: 9)

Die Idee zu diesem Projekt entstand nach der Lektüre von zwei Büchern: Arturo Escobars Monographie *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*, in der er die diskursive Produktion der sogenannten Dritten Welt und des Entwicklungsgedankens beschreibt¹⁷; und der Aufsatzsammlung *Feminism/Postmodernism/Development*¹⁸, die Marianne Marchand und Jane Parpart ediert haben. Dieser Sammelband vereint Texte feministischer Entwicklungsforscherinnen, die zu ergründen suchen, welche Relevanz ausgewählte Aspekte postmoderner Theoriebildung für die Bearbeitung von Problemlagen haben können, denen sich insbesondere Frauen im Süden ausgesetzt sehen. In beiden Werken wird - zumindest am Rande - auf Ansätze postkolonialer Kritik rekurriert. Postkoloniale Kritik ist eine sehr junge, doch mittlerweile intern stark ausdifferenzierte Kritikströmung. Sie ist im Umfeld der Literatur- und Kulturwissenschaften entstanden und hat immer einen explizit politischen, emanzipatorischen Anspruch gepflegt. Im Zentrum postkolonialer Kritik stehen westliche Diskurse über den Rest der Welt sowie die Machtverhältnisse, die diese Diskurse hervorbringen. Neu ist an diesem Gedankengut im Vergleich zu früherer Kritik am Nord-Süd-Verhältnis die Schwerpunktsetzung: im Mittelpunkt des Interesses stehen Texte und Diskurse. Diese werden nicht als Rand- oder Überbauphänomen beschrieben, sondern es wird ihnen eine originäre Machtdimension zugeschrieben.

Feministische Spielarten postkolonialer Kritik sind doppelt interessant. Denn sie beschränken sich keineswegs darauf, dem *malestream* postkolonialer Kritik die Geschlechterdimension hinzuzufügen. Sie eröffnen zusätzlich eine binnenfeministische Debatte, in der es um den Umgang mit Differenzen zwischen Frauen sowie um den gegenseitigen Umgang vor dem Hintergrund kulturell vermittelter Machtverhältnisse geht. Da feministisch inspirierte Entwicklungszusammenarbeit¹⁹ zu den wichtigsten Interaktionsgelegenheiten zwischen Frauen aus dem Norden/Westen und Süden gehört, bezieht sich feministische postkoloniale Kritik hin und wieder explizit auf entwicklungspolitische Texte und Aspekte. Es erschien mir daher naheliegend, in genau diesem Theoriekorpus nach Anhaltspunkten und Leitlinien für die Analyse der Konzepte von DAWN und Moser zu suchen. Meine Arbeit eruiert somit die Schnittstelle von Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und postkolonialer Kritik. Die Ansatzhöhe ist dabei eher eine theoretische als

¹⁷ Siehe Escobar 1995.

¹⁸ Siehe Marchand/Parpart 1995.

¹⁹ Als feministisch inspirierte Entwicklungszusammenarbeit bezeichne ich alle entwicklungspolitischen Ansinnen, die um die Emanzipation von Frauen im weitesten Sinne bemüht sind.

eine praktische. Es soll weniger um die institutionenpolitische Frage gehen, welche Durch- und Umsetzungschancen der *Gender-and-Development-Ansatz* im Kontext der Struktur von Durchführungsorganisationen der Entwicklungszusammenarbeit verspricht²⁰, als vielmehr um eine Analyse (der Effekte) der Argumentationsstrategien, die den Texten von DAWN und Moser zugrunde liegen.

Fragen nach Interaktionen und Machtverhältnissen, die in ökonomischen oder institutionenpolitischen Termini nicht zu fassen sind, werden im Kontext entwicklungstheoretischer und -strategischer Diskussionen oft unter dem Begriff 'Kultur' abgehandelt. Im folgenden Kapitel soll es daher zunächst um die Verhandlung von 'Kultur' in Entwicklungsdiskursen gehen. Dieses Kapitel intendiert, postkoloniale Kritikansätze und deren zentrale Bezugspunkte - die in entwicklungstheoretischen und -strategischen Debatten bislang bloß am Rande thematisiert werden - innerhalb dieses Terrains zu verorten. Um die unterschiedlichen und zunächst unübersichtlich erscheinenden Thematisierungen kultureller Aspekte in diesem Diskursfeld überschauen zu können, habe ich drei Bereiche unterschieden, die ich nacheinander betrachte. Im ersten Abschnitt geht es um den Umgang mit 'Kultur' in Entwicklungstheorien, insbesondere in modernisierungstheoretischen und dependenztheoretischen Ansätzen. Der zweite Abschnitt behandelt dann die Diskussionen um die sogenannte sozio-kulturelle Entwicklung im Kontext der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit in der Bundesrepublik. Im dritten Abschnitt geht es um die Kulturdiskussionen innerhalb der Dritte-Welt-Bewegung, der viele der entwicklungspolitischen Nichtregierungsorganisationen zuzurechnen sind.

Kapitel 3 ist eine Abhandlung der entwicklungstheoretisch relevanten Ansätze (feministischer) postkolonialer Kritik. Sie dient der Formulierung eines Analyse-rasters für die Untersuchung der Texte von DAWN und Moser und ist darüber hinaus mit dem Anspruch verfaßt, einen Überblick über diese im deutschen Sprachraum erst zaghaft rezipierte Theorieströmung zu verschaffen. Das Kapitel beginnt mit dem Versuch, postkoloniale Ansätze als Theoriefeld grob einzugrenzen und zu beschreiben. Der folgende Abschnitt thematisiert die wissenschaftstheoretisch-philosophische Frage nach dem Stellenwert des 'post' in 'postkolonial'. Sodann wende ich mich dem zweiten Bestandteil des Begriffs zu, indem ich Ansätze vorstelle, die Auswirkungen des (Neo-)Kolonialismus auf Identität und Kultur der Kolonisierten theoretisieren. Der zentrale Abschnitt des Kapitels beschreibt Ansätze postkolonialer Feministinnen und behandelt dabei vor-

²⁰ Zu dieser Frage siehe z.B. Braunmühl 1997.

dringlich entwicklungspolitisch relevante Aspekte aus den Arbeiten von Chandra Mohanty und Gayatri Spivak. Daran anschließend wird das Konzept des Zuhörens vorgestellt, das postkoloniale Kritikerinnen bezüglich der Frage stark machen, wie sich emanzipatorisch gesinnte Zeitgenossinnen im Norden/Westen in Interaktionen mit Menschen aus dem Süden partnerschaftlich verhalten können. Der letzte Abschnitt schließlich greift zentrale Aspekte der vorgestellten postkolonialen Entwürfe noch einmal auf und stellt sie in einen expliziten Bezug zu Fragen der Entwicklungszusammenarbeit. Den Abschluß des Kapitels bilden Leitfragen für die Analysen der Texte von DAWN und Moser.

Kapitel 4 gliedert sich in drei große Teile. Zunächst werden die Konzepte von DAWN und Moser anhand der Texte *Development, Crises and Alternative Visions* und *Gender Planning and Development* rekonstruiert. Im Mittelpunkt stehen drei Aspekte, denen jeweils ein Abschnitt gewidmet ist: Die Konstruktion von 'Frauen', das Feminismuskonzept und die Konstruktion von 'Entwicklung'. Während ich bei der Beschreibung des DAWN-Konzeptes am Rande die Parallelen zu Vorstellungen postkolonialer KritikerInnen erwähne, arbeite ich in der Darstellung des Moserschen Konzeptes insbesondere dessen Verhältnis zum DAWN-Konzept heraus. Die abschließende Diskussion, in der es insbesondere um den Umgang der beiden Ansätze mit Differenzen und Machtverhältnissen zwischen Frauen geht, führt DAWN, Moser und postkoloniale Kritik zusammen.

2. 'Kultur' in Entwicklungsdiskursen

Die Verhandlung von 'Kultur' in Entwicklungstheorien und -strategien stellt sich auf den ersten Blick als Verwirrspiel dar. Uneinigkeit gibt es schon um die Frage, ob 'Kultur' in entwicklungsrelevanten Diskursen überhaupt vorkomme. Gestritten wird dabei nicht nur um Positionen, sondern auch zwischen Berufsständen und Disziplinen. Da widerspricht dann beispielsweise der Ethnologe und entwicklungspolitische Gutachter Frank Bliss der These des Politologen und Entwicklungstheoretikers Ulrich Menzel, daß „Modethemen“ wie „die Wiederentdeckung der Kultur anstelle der harten politökonomischen Analyse (...) sich der entwicklungspolitischen Diskussion bemächtigt haben“ (Menzel 1992: 130) mit der Gegenthese, daß „kulturelle Aspekte von Entwicklung (...) noch nie ernsthaft behandelt wurden“ (Bliss 1997: 138).

Eine Verständigung um Inhalt und Funktion des Kulturbegriffs gestaltet sich ebenfalls schwierig, zumindest in den zu Streitereien verkommenen Debatten zwischen 'Entwicklungsstrategen' und 'Entwicklungsethnologen'. Hier wirft beispielsweise Uwe Simson, Referent für sozio-kulturelle Fragen im Bonner Entwicklungsministerium, den Ethnologen, „Spezialisten für ferne, fremde Länder“, Modernisierungsfeindlichkeit vor und leitet daraus deren mutmaßliche Untauglichkeit ab, Aufschluß darüber zu geben, „was in der Dritten Welt sozio-kulturell zu tun ist“ (Simson 1986: 5). Der Ethnologe Michael Schönhuth kontert daraufhin, Entwicklungspraktiker hätten „entweder ein unbestimmtes oder ein reduziertes, als Planungskriterium und isolierbaren Faktor verstandenes Bild vom sogenannten 'Kulturfaktor', den sie für das Scheitern vieler Entwicklungsprojekte ausfindig gemacht haben“ und qualifiziert einen solchen Ansatz als eine „völlig unzulässige Vereinfachung und Banalisierung der vorgefundenen komplexen kulturellen Wirklichkeit“ ab (Schönhuth 1990: 14/16). Schönhuth selbst faßt Kultur als „das alle Lebensbereiche durchdringende Konzept gemeinschaftlicher Selbstdefinition und Sinnstiftung“ (Schönhuth 1990: 14). Für die Auseinandersetzungen mit den 'Entwicklungspraktikern' schlägt er vor, eine „geplante entwicklungsethnologische Arbeitsgruppe“ solle „ein allgemein verständliches Credo des ethnologischen Kulturverständnisses, das fachintern konsensfähig, gegenüber Alltags- und Entwicklungspraktikerverständnis klar abgegrenzt und für die Darstellung und Rechtfertigung spezifisch ethnologischer Arbeit tauglich ist“, erarbeiten (Schönhuth 1990: 13/15). Diesen Vorschlag lehnt wiederum Schönhuths Kollege, der Ethnologe Volker von Bremen ab; denn für eine kritische Auseinandersetzung mit Entwicklungspolitik hält dieser eine abgrenzend vorgenommene Definition des Begriffs 'Kultur' für kontraproduktiv. Klüger sei,

„zu begreifen zu suchen, welcher Begriff dort wie und warum benutzt wird. Dann kann ich auch mit ihm umgehen.“ (Bremen 1990: 36) Ein erster Blick in den Theorieband des einschlägigen Standardwerks *Handbuch der Dritten Welt* zeigt jedoch, daß auch Bremens Vorschlag leichter gemacht ist als eingelöst: „Was unter Kultur exakt zu verstehen ist, ist umstritten. So haben Kroeber/Kluckhohn (1952) nicht weniger als 160 verschiedene Kulturbegriffe aufgelistet“, beginnt der Artikel über *Kultur und Entwicklung* (Braun/Rösel 1993: 250).²¹

Das Fazit dieser Debatte: Einen einheitlichen Kulturbegriff, der in einer einheitlichen Entwicklungszusammenarbeit auf stets begreifbare Weise benutzt würde, gibt es nicht. Dennoch lohnt es sich, einzelne Stränge im diskursiven Wirrwarr entwicklungsbezogener Kulturbegriffe nachzuzeichnen und die auffindbaren Knotenpunkte zu benennen. Dies werde ich im folgenden tun.

Kultur wird in drei verschiedenen, gleichzeitig durch permanente Rückbezüge verbundenen entwicklungspolitischen Bereichen thematisiert:

1. In Entwicklungstheorien, jenen großen, globalen Entwürfen, deren Scheitern Ulrich Menzel vor ein paar Jahren konstatierte²² und die gleichzeitig immer auch als Vorlage für Entwicklungsstrategien dienen;
2. In verschiedenen Bereichen und Konzeptionen der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit;
3. In der sogenannten Dritte-Welt-Bewegung, die sich mit den staatsfernen Aktionsgruppen der entwicklungspolitischen NGO-Szene²³ überschneidet.

In allen drei Bereichen gab es während der letzten Jahrzehnte sowohl Paradigmenwechsel als auch dominante neben randständigen Ansätzen. Ich möchte im folgenden die Debattenverläufe hinsichtlich einer Thematisierung von Kultur grob²⁴

²¹ Braun und Rösel selbst definieren Kultur als „historisch abgeleitetes System von Lebensmustern (*designs of living*), das von den Mitgliedern einer ethnischen, religiösen oder gesellschaftlichen Gruppe geteilt wird“ (Braun/Rösel 1993: 250).

²² *Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie* (so der Titel von Menzel 1992) ist mittlerweile in aller Entwicklungstheoretiker Munde; vgl. beispielsweise Nohlens und Nuschellers Aufsatz 'Ende der Dritten Welt?', der die jüngste Ausgabe des *Handbuch der Dritten Welt* eröffnet, oder die Veranstaltungsreihe der Sektion Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik innerhalb der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft auf deren Bamberger Kongreß im Oktober 1997, die mit dem Titel *Ende der Dritten Welt? Ende der Großen Theorie? - Eine Theoriediskussion* überschrieben war.

²³ NGOs, *non governmental organizations*, sind nichtstaatliche Organisationen. Sie werden auch als „Nichtregierungsorganisationen“ übersetzt.

²⁴ Daß ich dabei nicht umhin können werde, stark zu vereinfachen und wichtige Differenzierungen außer acht zu lassen, ist dem äußeren Rahmen wie der inneren Struktur dieser Arbeit geschuldet. Mir geht es weniger darum, die vielfältigen entwicklungstheoretischen Ausdifferenzierungen in all ihren Facetten getreulich zu rekonstruieren, als vielmehr darum, zur groben Orientierung in einem ersten Schritt (2.1.) Aspekte derjenigen theoretischen Entwürfe zu benennen, auf die sich die

nachzeichnen. Dabei wird es nicht in erster Linie um eine Abfolge von Definitionen oder um eine Schau klar umrissener Kulturkonzeptionen gehen. Vielmehr interessiert mich das Verhältnis zwischen Kultur und Entwicklung, das in den verschiedenen Ansätzen entworfen wird, sowie die Rolle, die den interkulturellen Kontakten, die mit jedem Entwicklungsprojekt stattfinden, zugeschrieben wird. Daraus ergeben sich drei Leitfragen an die jeweiligen Ansätze:

- Was ist 'Entwicklung'?
- Welche Funktion wird 'Kultur' im Verhältnis zu 'Entwicklung' zugeschrieben?
- Was wird über das Verhältnis der verschiedenen Akteure des Entwicklungsprozesses zueinander und zum Entwicklungsprozeß gesagt?

2.1 'Kultur' in Entwicklungstheorien

Datiert man den Anfang entwicklungstheoretischer Diskussionen auf die 50er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts²⁵, dann begannen sie mit vorwiegend makroökonomischen Entwürfen, die heute Wachstumstheorien genannt werden. Nach dem Modell des Marshall-Planes, der gerade Westeuropa auf die Beine geholfen hatte, sollten auch die Nationalökonomien derjenigen Gebiete des Südens entwickelt werden, die mit ihrer politischen eine relative wirtschaftliche Unabhängigkeit erlangt hatten und sich nicht in der Einflußsphäre des planwirtschaftlich organisierten Ostens der Welt befanden. Für alle anderen gesellschaftlichen Bereiche dieser Länder, besonders für die große Zahl der Menschen, die nicht direkt an wirtschaftlichen Aufschwüngen partizipieren und von ihnen profitieren, erhoffte man sich zunächst einen sogenannten *trickle down effect*, einen Durchsickerungseffekt, der eine Entwicklung und Verbesserung der Verhältnisse analog zur Wirtschaftsentwicklung vorsah.²⁶

exemplarisch ausgewählten Konzeptionen, die ich in einem zweiten und dritten Schritt (2.2. und 2.3.) abhandeln werde, direkt (oder indirekt) beziehen.

²⁵ Diese Datierung orientiert sich am Beginn der westlichen Entwicklungspolitik im eigentlichen Sinne, der zeitlich kurz nach dem zweiten Weltkrieg liegt. Genauso wie wirtschaftliche und soziopolitische Interaktionen zwischen Ländern des Nordens und Südens gab es Explorationen und theoretische Entwürfe derselben natürlich lang vorher. Ulrich Menzel beispielsweise führt die beiden großen paradigmatischen Theorieströmungen der letzten 50 Jahre, die Modernisierungs- und die Dependenztheorie, auf Ricardoschen Universalismus, Listschen Nationalismus, Marxschen Sozialismus, Weberschen Rationalismus und Parsonschen Strukturalismus zurück, auf theoretische Positionen also, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert entwickelt wurden. (Vgl. Menzel 1992: 70 und besonders 78-97. Vergleiche hierzu auch die Aufsätze über Modernisierungstheorien und Wachstumstheorie und -strategie im *Lexikon Dritte Welt*, Nohlen 1993).

²⁶ Vgl. hierzu den Aufsatz über Wachstumstheorie und -strategie in Nohlen 1993 sowie Mitchell Seligsons überblicksartige Abhandlung *The Dual Gaps: An Overview of Theory and Research* (Seligson 1993).

Bald wurden jedoch die Grenzen der Durchsickerungsidee erkennbar und die erhofften Entwicklungserfolge blieben aus. Für die ausbleibende Entwicklung wurden nun soziale und kulturelle Faktoren in den zu entwickelnden Ländern verantwortlich gemacht. Dazu (er-)fand man dort die Dominanz wirkungsmächtiger traditionaler Kulturen, die fortan als Entwicklungshemmnis betrachtet wurden.²⁷ Da man annahm, daß psychologische, soziale oder politische Fortschrittsvoraussetzungen in diesen Kulturen nicht angelegt seien und sich ohne Anschlag von außen auch nicht bilden würden, ging man unter dem Leitmotiv der sozialen Entwicklung dazu über, eine exogen erzeugte kulturelle und soziale Dynamisierung und Modernisierung in den zur wirtschaftlichen Entwicklung bestimmten Ländern zur Entwicklungsvoraussetzung zu erheben.²⁸

Diese theoretischen Ansätze, die als Modernisierungstheorien zusammengefaßt werden, haben einen auf wirtschaftliche Entwicklung verengten Entwicklungsbegriff gemein; eine kulturelle, soziale und in manchen Ausprägungen auch politische Modernisierung wird als deren Voraussetzung angesehen, ist also eher Mittel als Zweck. Als Modell der Entwicklung dienen Industriestaaten im Norden und Westen; weltweites Wirtschaftswachstum ist primäres Entwicklungsziel. Kultur steht in diesen Ansätzen, soweit sie überhaupt thematisiert wird, außerhalb von Entwicklung; in zu entwickelnden Ländern vorgefundene, als traditional bezeichnete Kulturen gelten als entwicklungshemmend, ihre Überwindung und Ersetzung durch westliche kulturelle Muster als Entwicklungsvoraussetzung. Der Modernisierungsimpuls kommt in diesen Modellen stets von außen, nie von den Bevölkerungen der 'Entwicklungsländer', die definitorisch auf eine traditionale, das heißt vormoderne Entwicklungsstufe herabgesetzt werden. Die Akteure des intendierten Entwicklungsprozesses sind Regierungen und multilaterale Organisationen, Banken und Unternehmen.

Gegen diese Modelle, die Unterentwicklung aus endogenen Ursachen heraus erklären, erhob sich mit Beginn der 60er Jahre Widerstand aus dem Süden. Die vornehmlich von lateinamerikanischen Entwicklungstheoretikern entwickelten dependenztheoretischen Modelle lehnten die These, traditionale Kulturen seien das ursächliche Hemmnis von Entwicklung, entschieden ab. Statt dessen machten sie

²⁷ Vgl. hierzu z.B. Klaus-Georg Riegels Aufsatz Tradition und Modernität. Zum Modernisierungspotential traditionaler Kulturen nichtwestlicher Entwicklungsgesellschaften in Nohlen/Nuscheler 1982: 73-91 und das Kapitel Culture, Modernization, and Development in Seligson/Passé-Smith 1993: 141-190.

²⁸ Vgl. hierzu Nohlen 1993: 478ff.

das neoimperiale kapitalistische Weltwirtschaftsmodell und die historisch entstandene wirtschaftliche *dependencia* - Abhängigkeit - der ehemaligen und noch bestehenden Kolonien, der Peripherie, vom industrialisierten Zentrum im Norden für die Unterentwicklung verantwortlich. Die unterschiedlichen dependenztheoretischen Ansätze²⁹ hatten gemeinsam, daß sie, anders als die modernisierungstheoretischen Entwürfe, Herrschaftsverhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen Norden und Süden also, sowohl explizit benannten als auch kritisierten. Dennoch verblieben sie im auf wirtschaftliche Entwicklung als hauptsächlichem Entwicklungsziel ausgerichteten Entwicklungsparadigma der früheren modernisierungstheoretischen Ansätze. Das Herrschaftsverhältnis zwischen Norden und Süden wurde als ein wirtschaftliches beschrieben. In den *terms-of-trade*-Diskussionen und den Debatten über ungleichen Tausch, die mit den dependenztheoretischen Ansätzen verquickt waren, war der Blick sogar auf Import/Export-Bedingungen und Handelsbeziehungen verengt. In dem Bestreben, die Diskussion über Gründe von Unterentwicklung von endogenen, kulturellen Faktoren wegzuleiten, gerieten den Dependenztheoretikern nicht-wirtschaftliche Faktoren und mit ihnen Spezifika von Bevölkerungen und Befindlichkeiten konkreter Personen - zum Beispiel von verschiedenen Beteiligten in Entwicklungsprojekten - aus dem Blick. Kulturelle Fragen blendeten die dependenztheoretischen Ansätze weitgehend aus.³⁰

Das Ende der Ost-West-Konfrontation Ende der 80er Jahre zog ausdifferenzierte Diskussionen über eine Neue Weltordnung nach sich und verunsicherte Konventionen auch im Nachdenken über Entwicklung und Entwicklungspolitik. Ulrich Menzel sah gar „Das Ende der Dritten Welt“ heraufziehen: nach dem Abtreten der zweiten Welt mache, so Menzel, auch die Bezeichnung ‘Dritte Welt’ keinen Sinn mehr.³¹ Das „Scheitern der großen Theorie“, zumindest die Abkehr von dem Ver-

²⁹ Gemeinhin werden zwei Hauptströmungen der Dependenztheorie unterschieden: eine radikale Variante, vornehmlich von einer Gruppe um André Gunder Frank, die mit der Formel "Entwicklung der Unterentwicklung" die Entwicklung der Zentren als immer zu Lasten der Peripherie erklärt und in der Konsequenz eine revolutionäre Umgestaltung der Weltwirtschaftsordnung fordert; und eine gemäßigte Variante der Autoren Fernando Cardoso und Enzo Faletto, die um eine Differenzierung der unterschiedlichen Ausprägungen von Unterentwicklung in verschiedenen lateinamerikanischen Regionen bemüht ist und reformerische Strategien im nationalen Rahmen - allerdings einschließlich einer radikalen Restrukturierung der Außenbeziehungen - vorschlägt. Vergleiche hierzu Menzel 1992: 107f., und den Aufsatz *Dependencia-Theorien* in Nohlen 1993. Eine Unterscheidung von drei verschiedenen Strömungen nimmt Gabriel Palma vor in Palma 1978.

³⁰ Vgl. Nuscheler 1995: 268ff.; Menzel 1992: 108ff.; Seligson/Passé-Smith 1993: 193-330 und Boeckh 1982.

³¹ Vgl. Menzel 1992: 8.

such, Entwicklung und 'Unterentwicklung' vornehmlich mit globalen Theorien zu erklären, hatte jedoch schon in den 80er Jahren begonnen. Etwa zeitgleich mit der Planung und weltweiten Durchführung von Strukturanpassungsmaßnahmen und ausgelöst vom Anschwellen der „kleinen Tiger“ - Honkong, Singapur, Taiwan und Südkorea - wurde das dependenztheoretische Paradigma abgelöst.³² An seine Stelle trat die Beschäftigung mit Einzelaspekten: Transformationsprozesse ökonomischer und politischer Art, Umwelt und Entwicklung inklusive *sustainable development*, technologische Entwicklung, Armutsbekämpfung, die sogenannte menschliche Entwicklung und Frauen/Gender. Was fast alle diese Themen eint, ist, daß sie nicht unbedingt auf ökonomische Fragen reduziert werden können. Wie 'Kultur' in ihnen verhandelt wird, ist nur themenspezifisch zu ermitteln. Bezogen auf den letzten Aspekt, Frauen/Gender, wird der zweite Teil dieser Arbeit Aufschluß in dieser Hinsicht geben.

2.2 'Kultur' in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit

Zwischen 1988 und 1997 fand unter Federführung der UNESCO die *Weltdekade der kulturellen Entwicklung* statt. Der Beschluß, diese Dekade durchzuführen, war während der 2. *Weltkonferenz über Kulturpolitik* im Sommer 1982 gefaßt worden. Während dieser Konferenz einigte man sich auch über einen gemeinsamen Kulturbegriff. Die Konferenz stimme darin überein, hieß es in der Präambel zur *Erklärung von Mexiko City über Kulturpolitik*, daß „Kultur in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden kann, die eine Gesellschaft oder soziale Gruppe kennzeichnen“. Explizit eingeschlossen wurden damit in den Kulturbegriff „nicht nur Kunst und Literatur, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen“ (Hüfner/Reuther 1996: 63). In Anlehnung an dieses Kulturverständnis stand die Weltdekade für kulturelle Entwicklung, die als Erprobungsphase geplant war, unter vier Zielvorgaben: die Anerkennung der kulturellen Dimension der Entwicklung, die Förderung der kulturellen Identität, die breitere Beteiligung am kulturellen Leben sowie die Förderung der internationalen kulturellen Zusammenarbeit.³³

1991 beschlossen UNESCO und Vereinte Nationen, eine Weltkommission für Kultur und Entwicklung einzusetzen, die unter dem Vorsitz Javier Pérez de Cuéllars 1995 einen Bericht vorlegte. *Our Creative Diversity, Unsere kreative*

³² Zu dieser These vergleiche z.B. Köbler 1994: 19.

³³ Vgl. Hüfner/Reuther 1996: 64.

Vielfalt lautet der Titel dieses Berichts, dessen Kernaussagen die UNESCO-Mitarbeiterin Jutta von Hasselt wie folgt zusammenfaßt:

„Im Mittelpunkt steht die Aussage, daß jegliche Entwicklung, die von ihrem menschlichen und kulturellen Kontext abgetrennt ist, *Wachstum ohne Seele* sei. Es reiche nicht mehr aus, kulturelle Faktoren in der Entwicklungsplanung lediglich nebenbei zu berücksichtigen, und es sei ganz und gar inakzeptabel, sie zu einem *helfenden* oder *hindernden* Parameter für Wirtschaft und Gesellschaft herabzustufen. Vielmehr seien die Entwicklungsmodelle und Wirtschaftssysteme selbst Teil der jeweiligen Kultur eines Volkes.“ (Hüfner/Reuther 1996: 65)

Die Erklärung von Mexiko City hatte bereits ähnliche Aussagen enthalten. Schon 1982 hatte die UNESCO außerdem gefordert, daß „bei jeder Zusammenarbeit zwischen den Nationen jeder Form der Unterordnung oder der Ersetzung einer Kultur durch eine andere entgegengewirkt werden“ sollte; denn „eine ausgewogene Entwicklung kann nur sichergestellt werden, wenn kulturelle Faktoren zu einem integralen Bestandteil der Entwicklungsstrategien gemacht werden“ (zitiert nach Braun/Rösel 1993: 266).

In ihrem Aufsatz *Kultur und Entwicklung* vertreten Braun und Rösel die These, angestoßen durch diese Forderungen sei „auch in den Entwicklungshilfekzepten der westlichen Organisationen die Respektierung kultureller Identität der Dritten Welt zum schlagwortartigen Postulat“ geworden (Braun/Rösel 1993: 266). Wie es um diese Dinge im Umfeld des BMZ bestellt ist, soll im folgenden ergründet werden.

Debatten über das Überwiegen von endogenen oder exogenen Entwicklungsimpulsen sind beliebt in der entwicklungspolitischen Literatur. Immerhin werden diese Kategorien nicht nur in Diskussionen über unterentwickelte Staaten, Regionen oder Völker angewandt, sondern sind genauso - wenn auch nicht immer ausgesprochen - in den Geschichten zu finden, die über die Entwicklung des eigenen Geschäfts erzählt werden. So kommt es, daß neben der gerade genannten These von Braun und Rösel, das neue Nachdenken über Kultur in westlichen Entwicklungsinstitutionen sei durch Forderungen der UNESCO, also durch exogene Faktoren verursacht worden, die Gegenthese steht, im Falle der bundesrepublikanischen Entwicklungszusammenarbeit seien selbst gemachte Erfahrungen, also endogene Faktoren ausschlaggebend gewesen. Im BMZ-Rahmenkonzept *Sozio-kulturelle Kriterien für Vorhaben der Entwicklungszusammenarbeit*, das 1992 verabschiedet wurde, liest sich die Gegenthese so:

„In der Vergangenheit wurde immer wieder die Erfahrung gemacht, daß bisweilen auch wirtschaftlich und technisch „korrekt“ geplante Projekte ihr Ziel nicht bzw. nur unter hohem Aufwand in Form von Nachbesserung, Übernahme von Partnerleistungen durch den Geber usw. erreichen (mangelhafte Effektivität bzw. Effizienz). (...) Dies legt den Schluß nahe, daß bei bisherigen Planungen spezifische Erfolgsbedingungen des gesellschaftlichen Umfeldes, die wirtschaftlich bzw. technisch nicht erfaßbar sind, vernachlässigt wurden - eine Problemlage, auf die der Deutsche Bundestag in seinem einstimmigen Beschluß vom 5. März 1982 („Die Bundesregierung sollte bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Entwicklungsvorhaben stärker kulturelle Faktoren einbeziehen“) eingegangen ist. Diese Erfolgsbedingungen beziehen sich offenbar auf übergreifende Spezifika der ‘Nehmergesellschaften’, die wir als ‘kulturelle’ bzw. ‘sozio-kulturelle’ bezeichnen.“ (BMZ 1994: 1)

Welche der beiden Thesen wahrer ist, ist an dieser Stelle uninteressant. Interessant ist vielmehr, daß im BMZ-Konzept von 1992 die Einbeziehung kultureller Faktoren in die Entwicklungszusammenarbeit aus Gründen der Effektivität beziehungsweise Effizienz gefordert und Kultur außerhalb von Wirtschaft und Technik angesiedelt wird. Dies wiederum widerspricht klar den Grundsätzen der UNESCO, die sich dafür ausspricht, kulturelle Faktoren gerade nicht zu einem helfenden oder hindernden Parameter für Wirtschaft und Gesellschaft herabzustufen.

Immerhin zeichnete sich 1982, in dem Jahr also, das vom BMZ als „’Schlüsseljahr’ für das sozio-kulturelle Arbeitsfeld“ (BMZ 1992: 9) bezeichnet wird, noch ein anderer Trend ab. 1982 erschienen zwei Studien, die das damals SPD-geführte BMZ in Auftrag gegeben hatte: Werner von der Ohes Forschungsbericht *Die Bedeutung sozio-kultureller Faktoren in der Entwicklungstheorie und -praxis* und Hans Zwiefelhofer’s Veröffentlichung *Sozio-kultureller Wandel und Entwicklungspolitik*. In beiden Texten ist eine deutliche Ablehnung des modernisierungstheoretischen Paradigmas zu erkennen. So kritisiert Ohe die „oftmals technokratisch ausgerichteten westlichen (und östlichen) ‘Entwicklungsexperten’, die von einer nicht problematisierten Wachstumsorientierung ausgehen“. Statt Kultur als statische Rahmenkomponente anzusehen, die in die Planung eines Entwicklungsprojektes einbezogen werden soll, um es effizient zu machen, fordert Ohe „eine Entwicklungspolitik, die mehr Gewicht auf sozio-kulturelle *Folgen* ihrer Projekte legt, und damit einer vorschnellen, alles umfassenden Industrialisierung stärker Einhalt gebietet“ (BMZ 1992: 11; Hervorhebung: I.K.). Auch in Zwiefelhofer’s Überlegungen zu sozio-kulturellen Aspekten liegt der Schwerpunkt auf möglichen Folgen eines Entwicklungsprojektes. Zwiefelhofer betont die Notwendigkeit, Aussagen zu diesen Folgen stets projektspezifisch erheben zu müssen:

„Ein standardisierter Ansatz zur Systematisierung der sozio-kulturellen Effekte von Entwicklungsmaßnahmen im Rahmen der Planung, Durchführung und Evaluierung von Projekten ist nicht möglich. Bei der Aufstellung von entsprechenden Fragerastern sozio-kultureller Kategorien für die Projektprüfung ist von der jeweiligen Zielgruppe des Projektes auszugehen. (BMZ 1992: 13)

Im Zentrum dieser Überlegungen stehen somit auch interkulturelle Kommunikation und Konfrontationen, die in Entwicklungsprojekten stattfinden. Dabei geht Zwiefelhofer von einem dynamischen, die gemeinsame Situation von „Gastgebern“ und „Entwicklungshelfern“ stets verändernden Konzept von Begegnung als „gruppendynamischem Prozeß“ aus und betont mit Nachdruck die Bedeutung der „interkulturellen Kommunikationskompetenz“ von Entwicklungshelfern (BMZ 1992: 14).

Diese im Sinne der UNESCO-Vorgaben hoffnungsschimmernden ersten Ansätze einer Diskussion sozio-kultureller Faktoren im BMZ wurden im Laufe der 80er Jahre, in denen das Ministerium dann unter der Führung der CSU stand, überlagert von Überlegungen in der modernisierungstheoretischen Tradition. Uwe Simsons Text *Kultur und Entwicklung. Die kulturellen Bedingungen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Handelns in der Dritten Welt*, der 1986 erschien, war dabei richtungsweisend. Auf Grundlage dieses Textes wurde im selben Jahr das bereits erwähnte sozio-kulturelle Rahmenkonzept des BMZ entwickelt, das zwei Jahre später in die Erprobungsphase ging und 1992 schließlich verabschiedet wurde.

Simson basiert seine Ausführung auf einem evolutionistischen Geschichtsverständnis, das die Entwicklung des Südens hin zu einem vorgegebenen Ziel impliziert. In expliziter Abgrenzung gegenüber Max Webers Protestantismus-These³⁴ sieht er die Entwicklung hin zu diesem Ziel jedoch nicht durch endogene kulturelle Faktoren vorangetrieben; Heilsbringer und Zielbestimmer im stets als nachholend gedachten Entwicklungsprozeß ist der industrialisierte Norden:

„die heutige Problematik der Entwicklung (‘transitiv’) kann - mit allen Vorbehalten - beschrieben werden als das Bemühen, diesen historischen Prozeß in Gesellschaften, die ihn noch nicht durchlaufen haben, unter Beteiligung externer Akteure nachzuholen. Unter diesem Blickwinkel wird das Problem ‘Kultur-Entwicklung’ hier behandelt“ (Simson 1986: 3).

Auf Grundlage der Annahme, die Vernachlässigung sozio-kultureller Gegebenheiten sei für mangelnde Projekterfolge verantwortlich, möchte Simson mit seinem Text die Möglichkeit schaffen, diese Gegebenheiten, obwohl er sie als nur

³⁴ Vgl. Simson 1986: 3.

mangelhaft quantifizierbar beschreibt, in die Entwicklungsplanung einzubeziehen. Zu diesem Zweck bemüht er sich um eine Beantwortung der Frage, „wie das prinzipiell unendliche Gebiet der entwicklungswirksamen Kulturfaktoren für die Planung erschlossen werden kann“ (Simson 1986: 3). Hierzu wiederum entwickelt er drei Schlüsselfaktoren als „planerischen Abkürzungsweg“, von denen „für jede Entwicklungsgesellschaft“ auszugehen sei:

- „1. Legitimität der politischen Herrschaft (bzw. aus der Sicht des Projektplaners: der lokalen Führerschaft): Welcher Führer bzw. welche Führungselite mit welcher Ideologie wird von der Mehrheit der Bevölkerung als legitim anerkannt? Mit anderen Worten: Was will die Zielgruppe?
2. Erreichter Entwicklungsstand der ‘produktiven Kräfte’ und der ‘Kompetenz’ der Produktivität, der technischen und organisatorischen Arbeitsteilung. Mit anderen Worten: Was kann die Zielgruppe? (...)
3. Ethnische Heterogenität: Mit welchen verschiedenen Legitimitäten und Entwicklungsniveaus innerhalb des Nehmerlandes hat die Entwicklungszusammenarbeit zu rechnen?“ (Simson 1986: 5)

Unter Zuhilfenahme dieser Faktoren als Leitfaden fordert Simson nun, in Länderstudien die „kulturellen Dominanten der jeweiligen Gesellschaft“ zu analysieren und daraus „handhabbare ‘Planungselemente’“ abzuleiten (Simson 1986: 10).

Abgesehen von der wissenschaftstheoretischen und politischen Frage, ob die Konzentration auf drei Schlüsselfaktoren ein brauchbares und wünschenswertes Abbild einer komplexen kulturellen Situation erlaubt, zeichnen diesen Ansatz eine Reihe diskussionswürdiger Elemente aus. Erstens gründet er - wie bereits erwähnt - auf einem modernisierungstheoretischen Entwicklungsbegriff. Zweitens ist er nicht nur einer autoritären Tradition zuzuordnen - das, was eine Zielgruppe will, wird gleichgesetzt mit deren Anerkennung einer Führungselite, die dann Ansprechpartnerin für Entwicklungsprojekte werden soll -, sondern legt die Integration von Kultur in Entwicklungsprojekte und -prozesse allein in die Hand der Entwicklungsplaner: Nach der *Analyse* der jeweiligen kulturellen Dominanten sollen Planungselemente aus ihnen *abgeleitet* werden. Weder in die Definition der spezifischen kulturellen Bedingungen noch in die Identifikation der Entwicklungsziele und -schritte bindet Simson die jeweiligen Zielgruppen ein, denn, so Simson: „Die praktische Entwicklungszusammenarbeit kann sich mit der Feststellung begnügen, daß die Zielgruppe das entwicklungspolitisch Erwünschte etwa unter dem Einfluß ihres Imams tut.“ (Simson 1986: 11)

‘Kultur’ beschreibt in Simsons Ansatz also diejenigen zunächst statischen und für eine erfolgreiche Projektplanung relevanten Ausgangsbedingungen, die sich einer Quantifizierung und der Betrachtung unter wirtschaftlichen oder sozialen Aspekten

entziehen. Sozio-kulturelle Auswirkungen und Folgen von Entwicklungsprojekten thematisiert Simson ebensowenig wie Aspekte interkultureller Begegnungen und Konflikte. Auch der dritte Faktor, der nach der ethnischen Heterogenität fragt, verbleibt in diesem Schema und differenziert lediglich zwischen verschiedenen Legitimitäten und Entwicklungsniveaus innerhalb eines Landes. Trotz dieser vermeintlichen Differenzierung bleiben Differenzen innerhalb ethnischer Gruppen ebenso ausgeblendet wie andere Brüche, die sich durch Gesellschaften ziehen können.

Das Rahmenkonzept *Sozio-kulturelle Kriterien für Vorhaben der Entwicklungszusammenarbeit* baut auf Simsons Schlüsselfaktorenkonzept auf, übernimmt jedoch einige der UNESCO-Forderungen, die in Simsons Entwurf völlig fehlen. Vielleicht nicht zufällig kommt es dabei zu Unstimmigkeiten, zum Beispiel was die Konzeption von Kultur betrifft. Während einerseits „als kulturelle Faktoren alle diejenigen (im Gegensatz zu sozio-strukturellen) *mittelfristig stabilen* Merkmale bezeichnet werden sollen, die für eine bestimmte Gesellschaft spezifisch sind, sie also von anderen Gesellschaften unterscheiden“ (BMZ 1994: 1; Hervorhebung: I.K.), werde andererseits Kultur „nicht als etwas Statisches betrachtet, sondern als ein flexibles symbolisches System, das je nach Umständen entwicklungshemmend oder -fördernd wirken kann“ (BMZ 1994: 2).

Neben diesem Versuch eines dynamischen Kulturbegriffs sind noch einige andere Forderungen aus den Studien von Ohe und Zwiefelhofer im Rahmenkonzept enthalten. So wird darauf hingewiesen, daß „in der Interaktion zwischen den Beteiligten kulturspezifische Wertvorstellungen und Verhaltensweisen einfließen“; deshalb, so die Argumentation, „sollten die Beteiligten die Probleme und Möglichkeiten der interkulturellen Kommunikation kennen“ (BMZ 1994: 5). Außerdem wird darauf verwiesen, daß „auch in besonderem Maß sozio-kulturelle Folgewirkungen zu bedenken“ seien. Dennoch leitet sich - im selben Absatz - der Hauptgrund für eine Integration sozio-kultureller Aspekte in Entwicklungsvorhaben wie bei Simson aus Gründen der Effizienz her: „Die Bedeutung der sozio-kulturellen Fragestellungen für TZ-Projekte ist evident: *für den Projekterfolg* ist eine aktive Mitwirkung der Bevölkerung entscheidend.“ (BMZ 1994: 5; Hervorhebung: I.K.) Wie in Simsons Entwurf soll sich diese aktive Mitwirkung jedoch auf die Ausführung von Projekten beschränken, die auf der Grundlage einer sozio-kulturellen Länderanalyse - auch hier nach den Schlüsselfaktoren Legitimität (Akzeptanz), erreichter Entwicklungsstand und sozio-kulturelle Heterogenität - in den Zentralen deutscher Entwicklungsorganisationen geplant werden. Eine Mitwirkung der betroffenen Bevölkerung an der Definition von Entwicklungszielen und der Planung von Projekten ist auch hier nicht vorgesehen. Zwar wird erwähnt, daß unterschiedliche

kulturspezifische Wertvorstellungen in die Projektarbeit „einfließen“ können, doch gleichzeitig wird konzediert, daß es „auf das Potential der Zielbevölkerung zugeschnittene Problemlösungen (...) nicht immer geben kann“. Anzustreben sei daher lediglich, „daß vorhandene Kulturmuster nicht aufgebrochen werden, ohne daß neue an ihre Stelle treten“ (BMZ 1994: 4). Kultur und Problemlösungsstrategien der ‘Geber’ werden damit als per se besser und höher eingestuft als diejenigen der ‘Nehmer’. In der Einleitung zur Textsammlung *Soziokulturelle Fragen in der Entwicklungspolitik*, die das BMZ 1992, also zeitgleich mit der Verabschiedung des Rahmenkonzepts, herausgab, ist interkulturelle Kommunikation dann auch nur noch eine „zusätzliche Dimension“ (BMZ 1994: 0).

Das sozio-kulturelle Rahmenkonzept ist seit seiner Veröffentlichung vielfach kritisiert worden. Besonders EntwicklungsethnologInnen lehnen es entschieden ab. Der gewichtigste Kritikpunkt ist dabei, daß das Konzept in der Logik der Modernisierungstheorie verharre.³⁵ Ferner wird der statische Kulturbegriff³⁶ kritisiert. 1995 reagierte das BMZ auf diese Kritik und gab eine Operationalisierung in Auftrag, die 1997 erschien.³⁷ Diese Operationalisierung sollte vor allem die Umsetzung des Konzepts vereinheitlichen, die „aufgrund der fehlenden methodischen Hinweise (...) erhebliche Schwierigkeiten bereitete“ (Bliss 1997a: 4). Als inhaltliche Neuerung sollte der zweite Faktor, *erreichter Entwicklungsstand*, „durch eine bereits auf den ersten Blick ideologiefreie, nicht unbedingt rein kulturrelativistische Formulierung ergänzt werden“ (Bliss 1997a: 4). Desweiteren war vorgesehen, das Verhältnis zwischen soziokulturellen Kriterien und der Partizipation der Beteiligten zu untersuchen.

Das Bliss-Papier - das lediglich als BMZ-Forschungsbericht vorliegt und damit natürlich keinesfalls das Rahmenkonzept ersetzt -, liefert einige Neuerungen, ändert jedoch an der grundlegenden Tatsache, daß die Produktion des soziokulturellen Wissens und die Auswahl prospektiver Zielgruppen in der Hand von Experten verbleiben soll, nichts. Immerhin soll an lokales Wissen angeknüpft werden, wenn es um die Bestimmung der sogenannten Problemlösungsstrategien geht - „erreichter Entwicklungsstand“ soll in diesem Sinne durch „Kompatibilität“ ersetzt werden.³⁸ Ferner schlagen die AutorInnen vor, den dritten Faktor, „ethnische Heterogenität“, zu erweitern. Als „sozio-kulturelle Heterogenität“ sollen somit auch explizit

³⁵ Vergleiche hierzu die Aufsätze von Mir Ferdowsi und Dirk Kohnert in Engels 1994.

³⁶ Vergleiche Kahrman 1996.

³⁷ Siehe Bliss et al. 1997 und seine überblicksartige Zusammenfassung, die unter dem Titel *Legitimität und Kompatibilität in der entwicklungspolitischen Praxis* erschienen ist.

³⁸ Vgl. Bliss 1997a: 6.

„'Gender'- oder geschlechtsspezifische Unterschiede“ erfaßt werden können (Bliss 1997a: 7).

In den Durchführungsorganisationen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit gibt es neben dem BMZ-Rahmenkonzept und den Debatten, die es ausgelöst hat, eine Auseinandersetzung mit sozio-kulturellen Fragestellungen, die hauptsächlich um persönliche interkulturelle Kontakte und daraus resultierende Probleme von ausgereisten - so der Jargon - EntwicklungshelferInnen und ExpertInnen beziehungsweise deren PartnerInnen kreist. So veröffentlichte beispielsweise die evangelische Organisation *Dienste in Übersee* (DÜ), die EntwicklungshelferInnen entsendet, eine Broschüre, in der Frauen - vornehmlich sogenannte mitausgereiste Ehefrauen - ihre Erfahrungen im Süden reflektieren.³⁹ Die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) gab 1990 eine Lesemappe heraus, in der unter anderem auch die spezifische Rolle von ExpertInnen, Möglichkeiten einer Partizipation von Zielgruppen in der Projektkonzeption und Aspekte kultureller Identitäten diskutiert werden.⁴⁰

2.3 Kulturdiskurse in der Dritte-Welt-Bewegung

Die Dritte-Welt-Bewegung verstehe ich in Anlehnung an Michael Bommers und Albert Scherr als Bewegung, „die als Thema das Verhältnis Erste/Dritte Welt hat und ihren Protest gegen die Erste Welt mittels der Forderung nach 'weltweiter Gleichheit und Gerechtigkeit' vorträgt“ (Bommers/Scherr 1994: 99). Die Dritte-Welt-Bewegung überlappt mit denjenigen Gruppen und Institutionen der NGO-Szene, die sich als staatsfern verstehen. Seit 1977 verfügt sie mit dem Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen (BUKO), in dem derzeit 180 Organisationen⁴¹ zusammengeschlossen sind, über eine bundesweit übergreifende Aktions- und Kommunikationsstruktur.

Die Annahmen und Debatten über Kultur in dieser Bewegung waren von Anbeginn geprägt durch die dependenztheoretische Annahme, daß die BewohnerInnen der westlichen Industriestaaten von der Ausbeutung des Südens profitieren.⁴² Die modernisierungstheoretische Interpretation indigener Kulturen als vormodern und entwicklungshemmend wurde daher im Umkreis der Dritte-Welt-Bewegung stets abgelehnt. Statt dessen nahm man die pauschale Schuldzuweisung aus den *dependencia*-Ansätzen nicht nur ernst, sondern auch persönlich: nicht bloß welt-

³⁹ Dienste in Übersee 1985.

⁴⁰ GTZ 1990.

⁴¹ Laut telefonischer Auskunft der BUKO-Geschäftsstelle am 17.02.1998.

⁴² Vgl. Bommers/Scherr 1994: 99.

umspannende ökonomische und politische Strukturen und Eliten, die von ihnen profitieren, wurden für die Verletzung der starken ethischen Forderung nach „weltweiter Gleichheit und Gerechtigkeit“ verantwortlich gemacht, sondern die Dritte-Welt-AktivistInnen sahen sich selbst als NutznießerInnen dieser Situation. Sie leiteten daraus eine moralische Verantwortung ab, die nicht selten in ein kollektives Gefühl persönlicher Betroffenheit mündete.⁴³

Zeitlich parallel zur staatlichen Entwicklungs-Szene setzte auch im Umfeld der Dritte-Welt-Bewegung Anfang der 80er Jahre eine verstärkte Diskussion und Berücksichtigung kultureller Aspekte ein. Während jedoch in jenem Bereich, wie gezeigt, die Argumentation schon bald zurück ins überwunden geglaubte modernisierungsstrategische Fahrwasser geriet, fand hier eine entgegengesetzte Bewegung statt: Traditionale Kulturen wurden nunmehr als ganzheitlich und lebensbejahend aufgefaßt und zum anzustrebenden Modell erhoben, die Kultur der westlichen Industriestaaten wurde für naturzerstörend, formal und rationalistisch erklärt und rigoros abgelehnt.⁴⁴ Bommers und Scherr, die in diesem Perspektivwandel einen Paradigmenwechsel sehen, machen diesen an vier Tendenzen fest: Erstens an einer Infragestellung des bis zu diesem Zeitpunkt dominanten, auf wohlfahrtsstaatlich abgesicherte Industrialisierung ausgerichteten Entwicklungsmodells aus ökologischen Erwägungen über die Grenzen des Wachstums heraus; zweitens an einer daraus entstehenden Zivilisationsmüdigkeit, die sich an die Suche nach neuen, alternativen Lebensweisen koppelte. Drittens rückte die kulturelle Dimension der kapitalistischen Weltbeherrschung in den Blickpunkt - unter anderem am Beispiel des Exports von Nestlé-Babynahrung -, die die Durchsetzung westlicher Lebensweisen und Konsumnormen vorsah und erzeugte. Viertens schließlich wurde in Anlehnung an Diskussionen in der staatlichen Entwicklungspolitik gleichzeitig auf eine 'Entmündigung durch Experten'⁴⁵ in der traditionellen Entwicklungszusammenarbeit und auf negative soziale und kulturelle Folgewirkungen von technologischen Großprojekten hingewiesen.⁴⁶

Der Dritte-Welt-Romantizismus, der aus diesen Entwicklungen folgte, kehrte zwar die Pole in der dichotomen Gegenüberstellung von industrialisierten Kulturen des Zentrums und traditionellen Kulturen der Peripherie um, doch es gelang ihm

⁴³ Vgl. Bommers/Scherr 1994: 99f. Vergleiche dazu auch Pascal Bruckners Streitschrift *Das Schluchzen des weißen Mannes*, in der er treffend feststellt, daß die Dritte-Welt-Solidarität Schuld mit Verantwortung verwechselte (Bruckner 1984: 199).

⁴⁴ Vgl. Bommers/Scherr 1994: 104.

⁴⁵ Vgl. den Titel von Illich 1980.

⁴⁶ Vgl. Bommers/Scherr 1994: 102f.

keinesfalls, diese Dichotomie auch aufzubrechen. Pascal Bruckner charakterisierte diese Tendenz schon 1983 als Selbstzerfleischung und kritisierte sie wie folgt:

„Die goldene Regel dieses Masochismus ist simpel: was von uns kommt, ist schlecht, was von anderen stammt, ist vollkommen. Die ehemaligen Kolonialopfer werden systematisch mit eins plus benotet. ‘Liebe Deine Feinde!’ - nie hat unsere ungläubige Zeit in den siebziger Jahren dieses christliche Wort so genau befolgt. *Mit dem Unterschied jedoch, daß im Feind nicht die künftige Versöhnung verehrt wurde, sondern unsere eigene Zerstörung.* Da der westliche Mensch nur auf Kosten der Menschheit er selbst sein konnte, wird diese Menschheit jetzt auf seine Kosten wieder menschlich werden. (...) Wie viele unter uns bedauern doch im Grunde ihres Herzens, nicht als Proletarier, Frau, Chinese, Inder oder Ghanaer geboren zu sein, denn diese Kategorien genießen in der europäischen Vorstellungswelt in idealer Weise das Privileg der Unschuld. Ein treffendes Beispiel für den Unsinn, auf den die Dritte-Welt-Anhänger kommen, wenn sie sich einmal davon überzeugt haben, daß die Solidarität mit den Entwicklungsländern die Bewunderung und nicht die Aufhebung des Unglücks dieser Länder gebietet.“ (Bruckner 1984: 27f.)

Dies ist jedoch nicht das einzige Problem, das durch die Romantisierung traditionaler Kulturen entstand. Schwierig war auch, daß durch eine allzu emphatische Betrachtung nicht nur Herrschaftsverhältnisse und Hierarchien, die diesen Kulturen zu eigen sind, beschönigt oder geleugnet wurden, sondern daß außerdem diese Kulturen als stets intakt und in ihrer Traditionalität als rein und unvermischt betrachtet wurden. Gerade vor dem Hintergrund der weltweiten Durchdringung von Lebensverhältnissen durch marktwirtschaftliche Logiken, die nicht zuletzt zu Kolonialismus und zumindest zweischneidigen Entwicklungsprojekten führten - Annahmen, die in der Dritte-Welt-Bewegung ja durchaus geteilt wurden - ist eine solche Beschreibung problematisch.

In jüngster Zeit ist eine erneute Trendwende in den Kulturdiskussionen der Dritten-Welt-Bewegung zu verzeichnen. In den *Blättern des iz3w*, nach Ansicht Reinhart Köblers die „wohl meistgelesene deutschsprachige Dritte-Welt-Zeitschrift“, werden seit Mitte der 90er Jahre verstärkt postkoloniale Theorieansätze rezipiert.⁴⁷ Diese Ansätze und ihre würdigende Rezeption zeichnet das Bemühen aus, den Dritte-Welt-Romantizismus der Solidaritätsbewegungen der 70er und frühen 80er Jahre

⁴⁷ Siehe vor allem Sabine Grimms Aufsätze über Postcolonial Studies im August und Oktober 1997, aber auch Kull 1997 über ethnographischen Film, Schulze-Engler 1997 über die kulturelle Dimension der Globalisierung, Verheyen 1995 mit einer Rezension Edward Saids eigentlich literaturwissenschaftlichen Werks *Kultur und Imperialismus*, sowie verschiedene Aufsätze, die postkolonial argumentierende feministische Theoretikerinnen rezipieren wie Siffert 1995 und die Texte im Themenschwerpunkt *Feminismus in den 90ern*, erschienen im Februar 1997.

ebenso zu vermeiden wie eine Ausblendung kultureller Aspekte. Wie die *dependencia*-Ansätze sind postkoloniale Entwürfe der Versuch von TheoretikerInnen aus dem Süden, globale Macht- und Herrschaftsverhältnisse anzuprangern. Worum es den postkolonialen TheoretikerInnen im einzelnen geht und was ihre Kritik von den dependenztheoretischen Kritikansätzen unterscheidet, möchte ich im folgenden Kapitel darlegen.

3. Postkoloniale Kritik

Eine knappe, überblicksartig zusammenfassende und gleichzeitig adäquate These darüber zu formulieren, was *die* Postkolonialen eigentlich tun und wollen, ist schwierig. Das mittlerweile diffuse und ausdifferenzierte Theoriefeld, das manchmal mit ‘postkoloniale Kritik’, manchmal mit ‘Postkolonialismus’ und oft, noch allgemeiner, mit ‘postcolonial studies’ überschrieben wird und in dem sich hauptsächlich LiteraturkritikerInnen und KulturwissenschaftlerInnen, doch zunehmend auch (Kolonial-)historikerInnen und kritische EthnologInnen und SozialwissenschaftlerInnen tummeln, ist schwer greifbar - vor allem dann, wenn man bemüht ist, nicht durch vorschnelle Verallgemeinerungen Spezifika und Differenzen auszublenzen. Nachweis und Kritik solcher Ausblendungen in weiten Bereichen des abendländischen Wissens sind ein Anliegen, das so gut wie alle - so viel Verallgemeinerung muß hier erlaubt sein - postkolonialen KritikerInnen teilen. Die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Ansätze postkolonialer Kritik sind natürlich nicht auf diesen Aspekt beschränkt. Zur Annäherung an das Themenfeld ist eine Beschreibung hilfreich, die Kirsten Holst Petersen⁴⁸ formuliert hat. Nach Petersen bedeutet Postkolonialismus „the fight against neo-colonialism, particularly in its cultural aspect“ (Petersen 1984: 252). Die Fokussierung kultureller Aspekte und diskursiv vermittelter Machtverhältnisse, die fast alle postkolonialen Arbeiten bestimmt, impliziert dabei keinesfalls die Geringschätzung ökonomischer Analysen. Einige der einflußreichsten postkolonialen KritikerInnen rechnen sich dezidiert einer marxistischen Strömung zu. Besonders Gayatri Spivak betont die Wirkungsmacht der Weltwirtschaftsordnung und die Bedeutsamkeit marxistischer Analysen immer wieder.⁴⁹ Und selbst der weltstheoretisch argumentierende Historiker Arif Dirlik, der dem Postkolonialismus als akademischer Bewegung skeptisch gegenübersteht, konstatiert: „Postcolonial critics insist that they are Marxists“ - wenn auch „Marxists who reject the ‘nineteenth-century heritage’ of Marxism with its universalistic pretensions that ignored historical differences“ (Dirlik 1994: 342). Darüber hinaus werden Ansätze postkolonialer Kritik, die vielfach die Dekonstruktion (neo)kolonialer Texte vorsehen, ebensowenig wie die übrigen dekonstruktivistischen Unternehmungen mit dem Anspruch verfaßt, ‘große’ Theorien mit umfassendem Erklärungsanspruch zu produzieren. Sie werden vielmehr als kri-

⁴⁸ Petersen bezieht sich hier auf eine Position in Diskussionen afrikanischer Feministinnen. Das tut aber der Brauchbarkeit ihrer Beschreibung im Zusammenhang dieser Arbeit keinen Abbruch.

⁴⁹ Siehe zum Beispiel die Interviews, die in dem Band *The Postcolonial Critic* (Spivak 1990) zusammengefaßt sind, den Kommentar über die Weltfrauenkonferenz *Woman as ‘Theatre’* (Spivak 1996) sowie auf deutsch das Interview *I’m not a sister* (Spivak 1996a).

tisches Beiwerk anderer, in unterschiedlichen Weisen und Kontexten dominanter Erklärungsversuche positioniert. Somit verhalten sie sich additiv zu diesen Ansätzen und intendieren nicht unbedingt, sie zu ersetzen.

Wer genau zu den postkolonialen KritikerInnen zählt und wer nicht, ist schwer zu sagen. Im *Post-Colonial Studies Reader*, einer Sammlung gekürzter Aufsätze, die wie viele andere akademische Trends vom Routledge Verlag produziert wurde, sind Texte von 74 verschiedenen AutorInnen versammelt.⁵⁰ In Anlehnung an Robert Youngs einflußreiche, an angelsächsischen Universitäten als Lehrbuch verwendete Monographie *White Mythologies*⁵¹ werden oft Homi Bhabha, Edward Said und Gayatri Spivak als die wichtigsten VertreterInnen der Strömung bezeichnet.⁵² Im Sammelband *Postcolonial Discourse and Changing Cultural Contexts*, der in Neuseeland herausgekommen ist, betont Judie Newman, „any discussion of postcolonial writing will draw on British-based theorists: Stuart Hall, Paul Gilroy, Homi Bhabha, Benita Parry, amongst others“ (Newman 1995: 47). Im Documenta-Katalog *politics-poetics. das Buch zur documenta X* schließlich sind in den Kapiteln *(post)-kolonial 1* und *(post)-kolonial 2* Texte von James Clifford, Pierre Mabille, Frantz Fanon, Amílcar Cabral, Gérard Chaliand und Edward Said nachgedruckt.⁵³ Schon diese kleine Auswahl von Versuchen, postkoloniale Namen zu nennen, deutet an, daß eine trennscharfe Eingrenzung der an diesem Diskurs beteiligten TheoretikerInnen ein zum Scheitern verurteiltes Unterfangen darstellt. Hilfreicher für eine behutsame Annäherung an Kernaussagen postkolonialer kritischer Entwürfe ist die Durchsicht einführender Texte. Die Literaturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick beispielsweise beschreibt, wie die Intentionen der postkolonialen TheoretikerInnen mit denen postkolonialer LiteratInnen zusammenspielen:

„Ganz entgegen Samuel Huntingtons Vision vom Zusammenprall kultureller Bollwerke arbeiten hier die neueren Literaturen der Welt (Rushdie, Achebe, Marquez, Naipaul, Walcott usw.) Hand in Hand mit den postkolonialen Theorien (Aijaz Ahmed und vor allem Homi Bhabha). Sie plädieren dafür, die Auseinandersetzung zwischen den Kulturen nach dem Modell des Aushandelns kultureller Differenzen zu gestalten, nicht aber nach dem Modell des Festschreibens von Differenzen zum Zwecke kultureller Abgrenzung und Ausgrenzung.“ (Bachmann-Medick 1996)

⁵⁰ Vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1995.

⁵¹ Young 1990.

⁵² Im Vorspann zum bereits im letzten Kapitel erwähnten Aufsatz von Sabine Grimm in den *Blättern des iz3w* werden Bhabha, Said und Spivak sogar als "die 'holy trinity' der Postcolonial Studies" beschrieben. Siehe Grimm 1997a.

⁵³ Vgl. Documenta 1997. Der Katalog enthält eine Fülle von Texten, die sich mit kulturellen Ausprägungen von (Neo-)Kolonialismus befassen.

In einem anderen der immer noch wenigen deutschsprachigen Einführungstexte, dem Editorial der Zeitschrift *Das Argument* zum Themenschwerpunkt *Postkoloniale Kritik*, wird deren Programm folgendermaßen beschrieben:

„Die unausweichliche Einbindung in die Welt-‘Markt’-Gesellschaft bedeutet für viele Regionen des Südens und Ostens, daß sie aus einem ökonomischen und industriellen Entwicklungsgefälle heraus (das oftmals von der kolonialen Ausbeutung herrührt) nun ‘zu gleichen Chancen’ mit den ehemaligen Kolonisatoren konkurrieren. Die Globalisierung des kulturellen Zeichenhaushalts, von der Warenästhetik allgegenwärtiger Firmen-‘Logos’ bis zu den Verbreitungs- und Verwertungsmechanismen des gedruckten Wortes (und erst recht der bewegten Bilder) hat zur Folge, daß unvergleichbare Lebensformen, Ethnien und Religionen sich ein und demselben Code medialer Repräsentation unterwerfen müssen, wenn sie überleben wollen. Diese Konstellation neuer, ‘nachkolonialer’ Ungleichheiten und die Frage nach möglichen emanzipativen Strategien, die das Kräfteverhältnis zugunsten der Subalternen verschieben können, sind das Interesse der ‘postcolonial studies’.“ (Editorial in *Argument* 215/1996: 333f.)

In einer *General Introduction* zum *Post-Colonial Studies Reader* versuchen schließlich die HerausgeberInnen desselben, ihr Themengebiet wie folgt zu umschreiben:

„Post-colonial theory involves discussion about experience of various kinds: migration, slavery, suppression, resistance, representation, difference, race, gender, place, and responses to the influential master discourses of imperial Europe such as history, philosophy and linguistics, and the fundamental experiences of speaking and writing by which all these come into being. None of these is ‘essentially’ post-colonial, but together they form the complex fabric of the field.“ (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1995: 2)

All diese Beschreibungen, die je andere Aspekte postkolonialen Theorieschaffens betonen und im Zusammenspiel das Feld relativ gut umreißen, datieren aus der zweiten Hälfte der 90er Jahre. Bereits 1992 machte Sara Suleri eine Verschiebung des Bedeutungsgehalts des Begriffs *postcolonialism* - Suleri bezieht sich auf englischsprachige Diskurse - aus. Sie stellte fest:

„Where the term once referred exclusively to the discursive practices produced by the historical fact of prior colonization in certain geographically specific segments of the world, it is now more of an abstraction available for figurative deployment in any strategic redefinition of marginality.“ (Suleri 1992: 274)

Im Sinne dieser zweiten Bedeutung, die von nachkolonialen Situationen im historisch-geographischen Sinne abstrahiert, werden die feministischen Varianten

postkolonialer Kritik oft in einem Atemzug mit Entwürfen von Theoretikerinnen des *black feminism* - besonders von bell hooks, aber auch von Patricia Hill Collins und der Chicana Gloria Anzaldúa - und von Feministinnen aus dem Süden, hier besonders der Ökofeministin Vandana Shiva, genannt.

Bevor ich im weiteren Verlauf dieses Kapitels näher auf jene feministischen Varianten eingehe, soll der Blick auf allgemeinere Diskussionen gerichtet werden. Da wäre zunächst die sich aufdrängende Frage nach dem 'post'. Mit einem Aufsatztitel Kwame Anthony Appiahs gefragt: „Is the Post- in Postmodernism the Post- in Postcolonial?“ (Appiah 1991: 336).

3.1 Die Frage nach dem 'post' in 'postkolonial'

Die Frage nach dem 'post' in 'postkolonial' eindeutig zu beantworten, ist unmöglich. Je nach dem Standort derjenigen, die den Versuch einer Beantwortung unternommen haben, fällt diese anders aus: ganz besonders, was das Verhältnis zwischen postkolonial und postmodern betrifft.

Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius geben angelehnt an Gedanken Stuart Halls eine Erklärung, die zwar postkolonial und postmodern nicht gleichsetzt, jedoch eine Parallele zieht zwischen dem Verhältnis des Postkolonialen zum Kolonialen und dem Verhältnis der Postmoderne zur Moderne. Das 'post' in 'postkolonial' bezeichnet in dieser Lesart kein einfaches 'danach' im Sinne einer linearen, chronologischen Progression, sondern es bedeutet „die Rekonfiguration des gesamten Feldes, in welches der koloniale Diskurs einmündet“ (Bronfen/Marius 1997: 8). Dieser Rekonfiguration wird der Status eines Paradigmenwechsels bezüglich der miteinander verflochtenen Konzeptionierungen von Politik, Welt und Geschichte zugeschrieben. Bezogen auf die Politikkonzeptionierung bedeute dies, daß sich die Achse diskursiver Macht in und mit postkolonialen Kritikansätzen von einer Innen/Außen-Differenz zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten in Richtung einer Vielfalt interner Differenzen verschiebt. Damit werde - so Bronfen und Marius - sichtbar, daß Unterscheidungen zwischen Nationen oder zwischen erster und dritter Welt schon immer von anderen Differenzen wirksam überlagert und durchkreuzt wurden. Resultat dieser neuen Konzeption sei damit auch ein anderes, neues Weltbild. Bezogen auf die Geschichtskonzeption schließlich bedeutet nach Bronfen und Marius die Rekonfiguration einen Übergang von einer linearen Konzeption zu einem anderen Verständnis von Zeit:

„Bei 'Postkolonialismus' handelt es sich um den Prozeß des Heraus-tretens aus dem Syndrom des Kolonialismus, in dessen Verlauf sich die kolonial geprägten Strukturen fortsetzen, *indem* sie transformiert und

damit *etwas anderes* werden. Konkreter: Postkolonialismus bedeutet zunehmende Unabhängigkeit von direkter kolonialer Herrschaft, Bildung neuer Nationalstaaten, von heimischem Kapital gespeiste ökonomische Entwicklung, neokoloniale Abhängigkeiten, Heranwachsen einer mächtigen lokalen Elite, die die widersprüchlichen Effekte der Unterentwicklung managt. Dabei bleiben Effekte der Kolonisierung wirksam, indem sie sich von der Achse zwischen Kolonisierern und Kolonisierten weg in Richtung interner Differenzen innerhalb der entkolonisierten Gesellschaft selbst verlagert.“ (Bronfen/Marius 1997: 9f.)

An dieser Stelle sehen Bronfen und Marius die Parallele zum Verhältnis zwischen Moderne und Postmoderne. Wie der Postkolonialismus aus dem Kolonialismus trete die Postmoderne aus der Moderne heraus und schaffe deren Konzepte - wie 'Subjekt', 'Humanismus', 'Werte' - nicht ab, sondern transformiere sie. Im Prozeß dieser Transformation setzten sich modern geprägte Strukturen - ähnlich der kolonial geprägten Strukturen im Postkolonialismus - fort.⁵⁴

Die HerausgeberInnen des *Post-Colonial Studies Readers* teilen Bronfens und Marius' Ablehnung eines schlicht historisch-progressiven Verständnisses von postkolonial. Sie stellen außerdem eine Überlappung von Postkolonialismus und Postmodernismus als kritischen Diskurspraktiken fest. Im Mittelpunkt des Postkolonialismus, eines „discourse of oppositionality which colonialism brings into being“, stünden ähnliche Subversionsstrategien - „mimicry, parody and irony“ - und ähnliche politisch-theoretische Konzeptionen wie im Postmodernismus:

„The rejection of the Cartesian individual, the instability of signification, the location of the subject in language or discourse, the dynamic operation of power: all these familiar post-structuralist concepts emerge in post-colonial thought in different guises which nevertheless confirm the political agency of the colonised subject.“ (Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1995: 117)

Postkolonialismus ist aus der Perspektive von Ashcroft, Griffiths und Tiffin eine intentionale politische Strategie, die bemüht ist, diskursive *und* materielle Effekte imperialer Herrschaft zu untergraben.

Kwame Anthony Appiah geht mit seiner Charakterisierung des Verhältnisses zwischen postkolonial und postmodern noch einen Schritt weiter als Ashcroft, Griffiths und Tiffin. Mit Bezug auf postrealistische postkoloniale Romane aus dem frankophonen Afrika der späten 60er und der 70er Jahre, die sich von einer ersten, explizit realistischen, nationalen und nativistischen Phase nach- und anti-kolonialen

⁵⁴ Vgl. Bronfen/Marius 1997: 10. Deutschsprachige wohlmeinende Einführungen in postmodernes Denken sind u. a. Engelmann 1990, Huyssen/Scherpe 1986, Kemper 1988 und, als 'Klassiker', Welsch 1991.

Literaturschaffens abhoben, charakterisiert er das postkoloniale Projekt zunächst einmal als explizit antinationalistisch: „Far from being a celebration of the nation, then, the novels of the second stage - the postcolonial stage - are novels of delegitimation: rejecting the Western *imperium*, it is true; but also rejecting the nationalist project of the postcolonial national bourgeoisie.“ (Appiah 1992: 122) Da sie die Nation entlegitimieren, würden postkoloniale Autoren - so Appiah - oft für postmodern gehalten. In seinen Augen ist das ein glatter Fehlschluß:

„Postrealist writing; postnativist politics; a *transnational* rather than a *national* solidarity. And pessimism: a kind of *postoptimism* to balance the earlier enthusiasm for *The Suns of Independence*. Postcoloniality is *after* all this: and its *post*, like postmodernism's, is also a post that challenges earlier legitimating narratives. And it challenges them in the name of the suffering victims of 'more than thirty republics'. But it challenges them in the name of the ethical universal; in the name of humanism, 'la gloire pour l'homme'. And on that ground it is not an ally for Western postmodernism but an agonist: from which I believe postmodernism may have something to learn.“ (Appiah 1992: 123)

Das 'post' in 'postkolonial' und das 'post' in 'postmodern' ähneln sich in methodologischer Hinsicht - soweit stimmen die gerade beschriebenen Erklärungsversuche überein. Alle drei Erklärungen enthalten zudem den bedeutenden Hinweis, daß das Hinaustreten der 'post'-Bewegung keine entgültige Entkoppelung bewirken kann. Die Ablehnung des kolonialen Projekts durch die postkolonialen TheoretikerInnen, die jenes in seinen nach-kolonialen wie seinen neokolonialen Ausprägungen erleben, ist durch das Bewußtsein geprägt, daß sie den Kolonialismus nie vollends überwinden und schon gar nicht in einer einfachen Operation abschütteln können: „just as the *word* post-colonialism holds within it its own 'contamination' by colonialism, so too does the culture itself“ (Hutcheon 1989: 135).

Die postkoloniale Kultur wird also gedacht als verunreinigt. Der Prozeß der Verunreinigung begann mit dem Kolonialismus. Aus dieser Wirkung, die sich auch auf den mit Kultur eng verbundenen Begriff der Identitäten erstreckt, ist Appiahs „Postoptimismus“ zu verstehen. Aus der Perspektive postkolonialer Kritikansätze führt die politische Dekolonisation, in der neue staatliche Organe geschaffen, die Eliten ausgewechselt und vielleicht Bereiche der Ökonomie nationalisiert werden, noch nicht automatisch zu einer Dekolonisation des Bewußtseins, der Identitäten und Kulturen. Soll eine solche zumindest angenähert werden, sind zusätzlich ganz andere Strategien vonnöten als diejenigen nationaler Befreiungsbewegungen.

Wollte man diese Strategien, die zwischen Mimikry - besonders bei Homi Bhabha - und der strategischen Verwendung von Essentialismen - bei Gayatri Spivak -

changieren, genau rekonstruieren, wäre es notwendig, weit auszuholen. Man müsste zurückgehen auf jene frühen postkolonialen Entwürfe, die sich vornehmlich mit den diskursiven Praktiken befassen, die in spezifischen Regionen durch die historische Tatsache der Kolonisation entstanden sind. Schon in Frantz Fanons Werk *Die Verdammten dieser Erde*, das die Auswirkungen des französischen Kolonialismus in Algerien und Möglichkeiten widerständigen Handelns beschreibt, und in seiner ursprünglich als Dissertation geplanten Schrift *Schwarze Haut, weiße Masken*, in der er seine Konfrontation mit Rassismus in der französischen Diaspora beschreibt, standen psychologische Aspekte im Vordergrund, welche die Ausprägung und Veränderung von Kultur und Identitäten durch koloniale Situationen betreffen. Einige Jahrzehnte später kamen mit Edward Saids Opus *Orientalismus*, das sich mit der diskursiven Produktion des Orients befaßt und zu diesem Zweck auf die Machtanalytik Michel Foucaults zurückgreift, dessen Annahmen über die Wirkung von Macht/Wissenskomplexen ins Spiel postkolonialer Theoriebildung. Beide Autoren - Fanon und Said - gelten gleichzeitig als Urväter und Begründer der postkolonialen Kritiktradition, und auf alle drei Werke wird in den vielfältigen Texten der zweiten Phase postkolonialen Denkens, in der es um strategische Redefinitionen marginaler Positionen auch außerhalb (ehemaliger) politischer Kolonialsituationen geht, häufig rekurriert - wenn auch zur Abgrenzung der eigenen Position und zur Entwicklung von politischen Befreiungsstrategien, die Ideen dieser frühen Werke zwar aufnehmen, jedoch entscheidend erweitern und damit transformieren.

Ohne hier die Befunde von Fanon und Said in einer ihren Werken irgend angemessenen Weise ausbreiten zu können, möchte ich zunächst zur zweiten Frage kommen, die sich unmittelbar aus dem Begriff 'postkolonial' ergibt: zur Frage nach dem 'kolonial'. Im nächsten Abschnitt soll es darum gehen, wie in postkolonialen Entwürfen die Wirkung des (Neo-)Kolonialismus - Edward Said spricht in diesem Zusammenhang mittlerweile von Imperialismus⁵⁵ - auf Kultur und Identitäten beschrieben wird.

3.2 Hybridität und unreine Identitäten

Der Gedanke der Unreinheit von Kultur und Identitäten, der schon im letzten Abschnitt in Linda Hutcheons Proklamation der *contamination* postkolonialer Kulturen durch den Kolonialismus anklang, findet sich in verschiedenen Ausprägungen und unter verschiedenen Bezeichnungen in einer Vielzahl postkolonialer Ansätze. Kulturelle Unreinheit wird dabei eher als Chance denn als Problem

⁵⁵ Siehe sein aktuelles Werk *Culture and Imperialism*, Said 1993.

aufgefaßt. Der Gedanke wendet sich somit gegen all diejenigen Auffassungen, welche die Vorstellung homogener kultureller Gefüge hegen, für wertvoll oder gar für unabdingbar halten. Am schönsten hat den Gedanken der Unreinheit Salman Rushdie formuliert, als er auf die Vorgänge reagierte, die um seinen Roman *Die Satanischen Verse* entbrannten:

„Jene, die den Roman heute am heftigsten bekämpfen, sind der Meinung, daß ein Vermengen mit anderen Kulturen unweigerlich die eigene Kultur schwächen und ruinieren muß. Ich bin genau der entgegengesetzten Meinung. *Die Satanischen Verse* feiern die Bastardisierung, die durch neue, unerwartete Kombinationen von Menschen, Kulturen, Ideen, politischen Richtungen, Filmen oder Liedern entsteht. Das Buch erfreut sich am Mischen der Rassen und fürchtet den Absolutismus des Reinen. Melange, Mischmasch, ein bißchen von diesem und ein bißchen von jenem, das ist es, wodurch das Neue in die Welt tritt. (...) *Die Satanischen Verse* plädieren für Veränderung durch Fusion, Veränderung durch Vereinigung. Sie sind ein Liebeslied auf unser Bastard-Ich. Während der ganzen Menschengeschichte haben die Apostel der Reinheit, jene, die behaupten, eine hundertprozentige Erklärung zu haben, Verheerendes unter den verwirrten Menschen angerichtet.“ (Rushdie 1992: 457f.)

Homi Bhabha hat zur Benennung dieser Unreinheit die Bezeichnung ‘Hybridität’ geprägt, die sich seither als Schlüsselbegriff durch fast alle Veröffentlichungen postkolonialer AutorInnen zieht.⁵⁶ Bhabha hat sein sperriges Hybriditätskonzept aus der Lektüre Edward Saids *Orientalismus* entwickelt. Dabei kritisiert er Saids Schlußfolgerung, die orientalistischen Diskurse, die den Orient hervorgebracht haben, hätten eine hegemoniale Wirkung entfaltet. Saids Suggestion, koloniale Macht habe ausschließlich in den Händen der Kolonisatoren gelegen, hält Bhabha für zu hermetisch und simplifizierend. Im Bestreben, die binare Gegenüberstellung von Mächtigen und Machtlosen zu verflüssigen, durchsucht er Saids Text nach Nachweisen für eine ambivalente Repräsentation des Orients in den Diskursen des Westens. Diese Ambivalenz findet er darin, daß der Orient als ‘das Andere’ in den Diskursen des Westens gleichzeitig als Objekt des Begehrens und des Spotts erscheint. Koloniale Diskurse sind deshalb nach Bhabha nicht Ausdruck einer klaren Intention der Kolonisatoren, sondern immer widersprüchlich.

Nicht nur bezogen auf die Struktur kolonialer Diskurse, auch bezüglich der Annahmen über ihre Wirkungsweisen setzt sich Bhabha kritisch von (seiner Lesart) der Auffassung Saids ab. Die Konstruktion kolonialer Identitäten ist nach Bhabha kein gradliniger Prozeß, der stattfindet, indem undifferenzierte Stereotype den

⁵⁶ Vgl. hierzu Dirlik 1994: 333.

Komplexitäten wirklicher Völker übergestülpt werden und native Traditionen unterdrücken. Die Konstruktion kolonialer Identitäten ist vielmehr von Brüchen und wechselseitigen Anerkennungen und Nicht-Anerkennungen von Differenzen geprägt.⁵⁷ Die Identitäten und Kulturen, die in diesem Prozeß entstehen, bezeichnet Bhabha als hybrid. Aufgrund der Beschaffenheit der Hybridität lokalisiert Bhabha in ihr einen subalternen Handlungsspielraum, der die Möglichkeit der Subversion birgt. Hybridität beschreibt Bhabha wie folgt:

„Hybridity is the sign of the productivity of colonial power, its shifting forces and fixities; it is the name for the strategic reversal of the process of domination through disavowal. (...) Hybridity is the revaluation of the assumption of colonial identity through the repetition of discriminatory identity effects. It displays the necessary deformation and displacement of all sites of discrimination and domination. It unsettles the mimetic or narcissistic demands of colonial power but reimplicates its identifications in strategies of subversion that turn the gaze of the discriminated back upon the eye of power. For the colonial hybrid is the articulation of the ambivalent space where the rite of power is enacted on the site of desire, making its objects at once disciplinary and disseminatory - or, in my mixed metaphor, a negative transparency.“
(Bhabha 1994: 112)

Die Subversion des kolonialen Diskurses kann - nach Bhabha - vor diesem Hintergrund dadurch stattfinden, daß innerhalb dieses Diskurses subalterne Stimmen in der Lage sind, die dominanten Stimmen zu imitieren, parodieren, ironisieren und damit ihre Autorität zu unterminieren. Mit Hilfe dieser Strategien kann also die auf den ersten Blick binäre Opposition von Identitäten und kulturellen Zuschreibungen aufgebrochen werden.

Eine ganz andere Herangehensweise an Aspekte von Hybridität verfolgt Gloria Anzaldúa in ihrem Werk *Borderlands/La Frontera*, einem abschnittsweise autobiographischen Text, der mit Sprachen - Englisch, Spanisch, Tex-Mex - und Textgattungen ebenso jongliert wie mit Identitäten. Ausgehend ebenso von ihren eigenen Schwierigkeiten mit dem Leben im Grenzland einer Vielzahl von Kulturen wie von Vorstellungen der *La Raza-Chicano/a*-Bewegung der 70er Jahre hebt Anzaldúa an, „a new mestiza consciousness, una consciencia de mujer“ zu entwerfen (Anzaldúa 1987: 77). Wie schon für Bhabha und Rushdie ist Hybridität der Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Anders als Bhabha, der vornehmlich kulturelle Hybridisierungsmomente im Blick hat, argumentiert Anzaldúa im Sinne von *body politics* auch biologisch-materialistisch. Gegen arische Rassentheorien und „the

⁵⁷ Vgl. hierzu Young 1990: 142f.

policy of racial purity that white America practices“ entwirft sie eine „theory of inclusivity“, die eine Vermischung von Rassen, nicht bloß von Kulturen, als Chance begreift: „this mixture of races, rather than resulting in an inferior being, provides hybrid progeny, a mutable, more malleable species with a rich gene pool“ (Anzaldúa 1987: 77). Anzaldúa ist klar, daß die *mestiza*-Existenz, obwohl als Chance entworfen, niemals konfliktfrei sein kann. In ihr treffen Interpretationsmuster und Überzeugungen der weißen und der mexikanischen Kultur aufeinander, die wiederum auf Überzeugungen der indigenen Kultur treffen. Aus diesem Aufeinanderprallen entsteht nach Anzaldúa zunächst eine Ambivalenz, die nur unter Schwierigkeiten aushaltbar ist: „The ambivalence from the clash of voices results in mental and emotional states of perplexity. Internal strife results in insecurity and indecisiveness. The mestiza’s dual or multiple personality is plagued by psychic restlessness“ (Anzaldúa 1987: 78). Als Ausweg aus dieser Situation entwickelt Anzaldúa die Haltung der *new mestiza*, die zunächst darin besteht, Abschied von der Vorstellung zu nehmen, das Leben nach klar definierten, vielleicht gar widerspruchsfreien Werten und Vorstellung ausrichten zu können:

„The new *mestiza* copes by developing a tolerance for contradictions, a tolerance for ambiguity. She learns to be an Indian in Mexican culture, to be Mexican from an Anglo point of view. She learns to juggle cultures. She has a plural personality, she operates in a pluralistic mode - nothing is thrust out, the good the bad and the ugly, nothing rejected, nothing abandoned. Not only does she sustain contradictions, she turns the ambivalence into something else.“ (Anzaldúa 1987: 79)

Dieses andere, in das die Ambivalenz nach Anzaldúa durch ein emotionales Ereignis transformiert werden kann - „I’m not sure exactly how. The work takes place underground--subconsciously. It is work that the soul performs“ (Anzaldúa 1987: 79) -, beschreibt sie als drittes Element, das größer sei als die Summe seiner Teile: „That third element is a new consciousness--a mestiza consciousness--and though it is a source of intense pain, its energy comes from continual creative motion that keeps breaking down the unitary aspect of each new paradigm.“ (Anzaldúa 1987: 80)

Ähnlich wie Homi Bhabha, doch ohne wie dieser auf komplizierte poststrukturalistische Wendungen zurückzugreifen, entwickelt Anzaldúa ein Identitätskonzept, das sich klar von dualistischem Denken abhebt und statt dessen Flexibilität und das Aushalten von Widersprüchen propagiert. Dieses Konzept, das *mestiza* Bewußtsein, geht dabei in seinem Anspruch über akademische Fragestellungen weit hinaus. Anzaldúa bezieht sich auf innere Kämpfe konkreter Menschen, und formuliert ihre

Absage an ein Denken in klaren Identitätskategorien harsch: „Rigidity means death.“ (Anzaldúa 1987: 79)

Neben therapeutischen Effekten schreibt Anzaldúa ihrem *mestiza-consciousness*-Konzept eine wichtige gesellschaftliche Wirkung zu, indem sie es zur Grundlage erfolgreicher Identitätspolitik erhebt: „The struggle has always been inner, and is played out in the outer terrains. Awareness of our situation must come before inner changes, which in turn come before changes in society. Nothing happens in the ‘real’ world unless it first happens in the images in our heads.“ (Anzaldúa 1987: 87)

3.3 Postkolonialer Feminismus/Feminismus aus dem Süden

Nach der Durchsicht der verschiedenen Anthologien, die sich aus feministischer Perspektive mit postkolonialen Fragen befassen beziehungsweise weißen Feminismen die (Neo-)Kolonialismus-Frage stellen, kam Harveen Sachdeva Mann in einem 1995 erschienenen Aufsatz zu dem Schluß, daß es aufgrund der Heterogenität postkolonialer feministischer Theorien und Praxen unmöglich sei, von einer monolithischen, großen Theorie des postkolonialen Feminismus zu sprechen. Um inmitten der vielen Ansätze, die sich schon auf einer formalen Ebene danach unterscheiden lassen, wer für wen warum und wo spricht/schreibt, und wer mit welchen Zielen zuhört/liest, nicht den Überblick zu verlieren, unterscheidet Mann bezogen auf den jeweiligen Standpunkt der postkolonialen Kritikerinnen zwischen vier Positionen:

- der Position der Außenseiterinnen (*outsider*), meist verkörpert durch euro-amerikanische weiße Feministinnen;
- der Position der Gesprächspartnerinnen (*interlocutor*), in der sich im Westen (aus)gebildete Feministinnen aus ehemaligen Kolonien befinden, die an nord-amerikanischen oder britischen Universitäten diese Kolonien interpretieren;
- der Position der Feministinnen, die in der Diaspora leben, doch regelmäßig in ihr Herkunftsland zurückkehren und während dieser Aufenthalte Wissen über Theorien und Ideologien importieren (*diasporic nonresident*); und schließlich
- der Position der indigenen, entkolonisierten/entkolonisierenden Intellektuellen (*indigenous intellectual*), die vorgeblich mit einer authentischen indigenen Stimme sprechen, eigentlich jedoch in den städtischen Eliten lokalisiert sind.⁵⁸

Im Zusammenhang dieser Arbeit sollen postkoloniale feministische Positionen insofern interessieren, als daß sie - über inhaltliche Abgrenzungen und Debatten

⁵⁸ Vgl Mann 1995: 77.

untereinander hinweg⁵⁹ - auf imperiale, (neo)koloniale Tendenzen auch innerhalb feministischer Diskurse hinweisen. Bezogen auf sozialwissenschaftliche Diskurse hat dies besonders Chandra Mohanty getan.⁶⁰

1984 veröffentlichte Mohanty die erste Version ihres Aufsatzes *Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses*,⁶¹ der inzwischen zu einem Standardtext in Diskussionen all derjenigen theoretisch interessierten Feministinnen avanciert ist, die sich bemühen, Differenzen *zwischen Frauen* in ihre Überlegungen einzubeziehen.⁶² In ihrem Text kritisiert Mohanty Positionen und empirische Arbeiten⁶³, die genau dies - in Bezug auf Frauen im Süden - unterlassen. Sie erklärt:

„The feminist writings I analyze here discursively colonize the material and historical heterogeneities of the lives of women in the third world, thereby producing/re-presenting a composite, singular ‘third world woman’ - an image which appears arbitrarily constructed, but nevertheless carries with it the authorizing signature of Western humanist discourse.“ (Mohanty 1991: 53)

Mohanty kritisiert diese Wirkung nachdrücklich. Von einer pauschalen Ablehnung der Texte sieht sie allerdings ab, denn sie hält Studien über die Lebensbedingungen von Frauen im Süden zum Zweck einer internationalen Vernetzung feministischer Kämpfe für dringend notwendig. Eine explizite Kritik der einzelnen Autorinnen selbst unterläßt sie ebenfalls. Statt dessen macht sie Tendenzen eines neokolonialen feministischen Denksystems aus, das auch besagten Texten eingeschrieben sei. Die Arbeiten von *Western feminists*⁶⁴ seien oft - so Mohanty - von zwei Einstellungen

⁵⁹ Besonders umstritten ist in dieser Hinsicht vor allem der Einsatz essentialistischer sowie radikal subjektiver Argumentationsweisen. Vergleiche hierzu beispielsweise Sara Suleris Kritik an Positionen, die vornehmlich auf der Grundlage authentischer indigen-femininer Erfahrungen argumentieren in Suleri 1992. Lustige Debatten darüber, wer aus dem Kreis der Postkolonialen der Postkolonialste sei, werden übrigens auch im *malestream* der postkolonialen Kritiktradition geführt. Ein besonders amüsanter Versuch, diese Streitigkeiten zu beschreiben, ist Henry Louis Gates Aufsatz *Critical Fanonism*, in dem er die postkolonialen Interpretationen von Fanons Werk *Schwarze Haut, weiße Masken* bespricht. Siehe Gates 1991.

⁶⁰ Vgl. auch Young 1990: 162f.

⁶¹ Vgl. die überarbeitete und modifizierte Fassung, Mohanty 1991.

⁶² Diese Feministinnen sind nicht zu verwechseln mit den Differenztheoretikerinnen, die von ontologischen Differenzen zwischen Frauen und Männern ausgehen, die sie nicht selten von biologischen Unterschieden ableiten.

⁶³ Vgl. Mohanty 1991: 75. Es handelt sich bei den untersuchten Arbeiten um empirische Studien, die in der *Zed Press Women in the Third World* Reihe erschienen sind.

⁶⁴ *Western feminists* sind nach Mohanty „writers which codify Others as non-Western and hence themselves as (implicitly) Western“ (Mohanty 1991: 52). Ich werde den Ausdruck *Western feminists* im weiteren Verlauf dieses Textes mit der zugegebenermaßen unschönen Hilfskonstruktion "westliche Feministinnen" übersetzen. Da Mohanty als westliche Feministinnen auch diejenigen Feministinnen aus dem Süden bezeichnet, die mit westlichen Methoden und aus

geprägt: „Assumptions of privilege and ethnocentric universality, on the one hand, and inadequate self-consciousness about the effect of Western scholarship on the ‘third world’ in the context of a world system dominated by the West, on the other.“ (Mohanty 1991: 53)

Der universale Geltungsanspruch, den westliche Feministinnen ihren Theorien beimessen, konkretisierte sich vor allem in der Verwendung von Analysekategorien, die jene aus ihren eigenen persönlichen und kollektiv reflektierten Unterdrückungserfahrungen ableiteten. Die wichtigste dieser Kategorien sei die Annahme einer durch patriarchale Herrschaftsverhältnisse hervorgebrachten Geschlechterdifferenz zwischen Frauen und Männern.

Die Analyse von Geschlechterverhältnissen als Ausdruck einer weltweit herrschenden männlichen Dominanz und eines monolithischen Patriarchats führt in Mohantys Augen zur Konstruktion einer reduktionistischen und homogenisierenden ‘Dritte-Welt-Differenz’, „that stable, ahistorical something that apparently oppresses most if not all women in these countries“ (Mohanty 1991: 53f.). Genau hier lokalisiert sie die kolonisierende Wirkung der kritisierten feministischen Diskurse: die komplexe Lebenssituationen von Frauen im Süden gerate auf diese Weise aus dem Blick, deren spezifische Unterdrückung werde auf inadäquate Weise systematisiert, homogenisiert und vereinnahmt. Mohanty beschreibt diese Art von Wissensproduktion als Ausübung von Macht. Diese Macht nun, so erklärt sie das Motiv ihres Aufsatzes, „needs to be defined and named“ (Mohanty 1991: 54).

Mohanty verschiebt mit diesem Projekt den analytischen Schwerpunkt feministischer Forschung: anstatt das weltweite Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen zu analysieren - Programm der von ihr diskutierten Arbeiten -, untersucht sie Machtverhältnisse zwischen Frauen, die gerade durch derartige Arbeiten entstehen.

Um die Lebenssituationen von Frauen im Süden in einer Weise beschreiben zu können, die kolonisierende Effekte zu vermeiden in der Lage ist, sind ihrer Ansicht nach kontextspezifische Analysen nötig, die sich von mehreren Analyserastern gleichzeitig leiten lassen und es vermeiden, in anderen Kontexten entwickelte Kategorien verallgemeinernd zu übertragen. Grundlage von Mohantys Überlegungen und Vorgehen ist dabei, daß sie die Vorherrschaft westlicher Denksysteme als real existent beschreibt, die Dominanz eines weltweit einheitlich

einer privilegierten Position heraus über ihre eigenen Gesellschaften schreiben, umfaßt der Ausdruck "westliche Feministinnen" einen größeren Kreis als die Wendung "Feministinnen aus dem Norden".

wirkenden patriarchalen Systems, das die Verallgemeinerung westlicher Analyse-kriterien rechtfertigen könnte, jedoch hinterfragt. Sie erklärt:

„In the context of (...) a struggle for control over the orientation, regulation and decision of the process of world development on the basis of the advanced sector's monopoly of scientific knowledge and ideal creativity, Western feminist scholarship on the third world must be seen and examined precisely in terms of its inscription in these particular relations of power and struggle. There is, should be evident, no universal patriarchal framework which this scholarship attempts to counter and resist--unless one posits an international male conspiracy or a monolithic, ahistorical power structure. There is, however, a particular world balance of power within which any analysis of culture, ideology, and socioeconomic conditions necessarily has to be situated.“ (ibid.: 54)

Mohanty vertritt nun die These, daß der Annahme, Frauen seien als Gruppe unterdrückt, ein kontextunabhängiges Verständnis von Frauen als homogener sozialer Gruppe ebenso zugrunde liege wie methodologische Kurzsichtigkeit. Das Zusammenspiel dieser beiden Aspekte produziere das Bild der 'typischen Dritte-Welt-Frau', die aufgrund ihrer Weiblichkeit und aufgrund ihrer Herkunft doppelt und dreifach unterdrückt sei. Da die Maßstäbe, die zu dieser Beurteilung führten, von der als Norm verstandenen Situation oder zumindest den Wünschen westlicher Feministinnen abgeleitet seien, entstehe auf diese Weise eine dichotome Sicht auf die Lebenssituationen von Frauen im Süden und Norden: während sich letztere in Abgrenzung zu ersteren als gebildet, modern und befreit präsentierten, würden die Südfrauen - feministisch und anderweitig weniger entwickelt - als ungebildet, traditionsbewußt-familienorientiert und als unfrei gleichzeitig repräsentiert und viktimisiert.

Das Modell von Frauen als sozialer Gruppe, das den von ihr kritisierten Diskursen zugrunde liegt, beruht nach Mohanty auf der Annahme einer gleichen Unterdrückung von Frauen aufgrund ihrer Weiblichkeit in einer patriarchalen Welt.⁶⁵ Die methodologische Kurzsichtigkeit manifestiere sich nun in einer Verwechslung: „The discursively consensual homogeneity of 'women' as a group is mistaken for the historically specific material reality of groups of women.“ (Mohanty 1991: 56) Die Autorin konstatiert nun Ähnlichkeiten zwischen dieser Argumentationsstrategie - der sie immerhin wohlwollende Motive bescheinigt⁶⁶ - und sexistischen Diskursen: Im Mittelpunkt beider stünde nicht die Aufdeckung der je spezifischen materiellen und ideologischen Gegebenheiten, die spezifische Gruppen von Frauen in spezifischen Kontexten als machtlos konstituieren. Vielmehr zögen sie

⁶⁵ Vgl. Mohanty 1991: 56.

Fallbeispiele konkreter Gruppen machtloser Frauen zur Unterstützung der allgemeinen These heran, Frauen seien als Gruppe stets machtlos.

Besonders den frühen Texten aus der WID-Schule, die Auswirkungen damaliger Entwicklungsstrategien auf Frauen im Süden beschrieben, wirft Mohanty vor, ein ahistorisches Konzept von Frauen als gesellschaftlicher Gruppe als Analysekategorie zu verwenden und durch die damit einhergehende Ausblendung verschiedenster Differenzen eine homogenisierende, im oben beschriebenen Sinne kolonisierende Wirkung zu entfalten:

„Instead of analytically *demonstrating* the production of women as socioeconomic political groups within particular local contexts, this analytical move limits the definition of the female subject to gender identity, completely bypassing social class and ethnic identities. (...) Because women are thus constituted as a coherent group, sexual difference becomes coterminous with female subordination, and power is automatically defined in binary terms: people who have it (read: men), and people who do not (read: women). Men exploit, women are exploited. Such simplistic formulations are historically reductive; they are also ineffectual in designing strategies to combat oppression. All they do is reinforce binary divisions between men and women.“
(Mohanty 1991: 64)

Interessant sind Mohantys Befunde nicht zuletzt deshalb, weil Untersuchungen über die Lebenssituation von Frauen im Süden oft als Beitrag zu einer globalen feministischen Bewegung gedacht und geschrieben werden. Damit sind sie bezogen auf ihre Lokalisierung als zwittrig beschreibbar: sie verorten sich gleichzeitig *in* bestimmten politischen Kämpfen und betrachten Ausschnitte dieser Kämpfe von *außen*. Nach Mohanty gelten jedoch für beide Bereiche bezogen auf den Einsatz verallgemeinernder Aussagen deutlich verschiedene Regeln: „Strategic coalitions which construct oppositional political identities for themselves are based on generalization and provisional unities, but the analysis of these group identities cannot be based on universalistic, ahistorical categories.“ (Mohanty 1991: 69)

Den Aspekt der strategischen Koalitionen hat Mohanty in ihrem Aufsatz *Feminist Encounters: Locating the Politics of Experience* näher ausgeführt. In diesem Text dekonstruiert sie zunächst die These der universalen *global sisterhood*, die von einer kulturübergreifenden Korrelation von Erfahrungen und daraus abgeleiteten Interessen, Perspektiven und politischen Zielen von Frauen ausgeht. Nach Mohanty entsteht diese Annahme dadurch, daß Feminismus nicht als umstrittenes politisches Sachgebiet, sondern als osmotischer Effekt weiblicher Erfahrungen betrachtet

⁶⁶ Vgl. Mohanty 1991: 57.

werde. Sie nennt diese Betrachtungsweise (nicht ohne Ironie) „the feminist osmosis thesis: females are feminists by association and identification with experiences which constitute us as female“ (Mohanty 1992: 77). Mohanty hält diese These aus zwei Gründen für problematisch, die auch schon in ihrem Aufsatz *Under Western Eyes* angeklungen sind: Erstens würden Erfahrungen westlicher Feministinnen verallgemeinert und somit zu ‘weiblichen Erfahrungen’ mit universalem Gültigkeitsanspruch erhoben, kontextspezifische Abweichungen von dieser Norm hingegen ausgeblendet, gegebenenfalls sogar verurteilt.⁶⁷ Zweitens und gleichzeitig würden Frauen bezüglich ihrer Interessen und politischen Ziele auf ihre Weiblichkeit reduziert.

Diese Reduktion greift in Mohantys Augen wesentlich zu kurz: Schon die Erfahrungen von Frauen seien durch mehr Komponenten als nur durch Weiblichkeit geprägt und durch Zusammenspiel und Friktionen verschiedener Einflüsse und Zugehörigkeiten „often discontinuous and fragmented“ (Mohanty 1992: 88). Aufgrund dieser Fragmentierungen betrachtet sie die Ableitung feministischer Ziele aus weiblichen Erfahrungen als unzureichend für die Schaffung eines globalen feministischen Projekts. „Sisterhood cannot be assumed on the basis of gender; it must be forged in concrete historical and political practice and analysis,“ hatte sie schon in *Under Western Eyes* geschrieben (Mohanty 1991: 58). In *Feminist Encounters* heißt es genauer:

„For me the unity of women is best understood not as *given*, on the basis of a natural/psychological commonality; it is something that has to be worked for, struggled towards - *in history*. What we need to do is articulate ways in which the historical forms of oppression relate to the category ‘women’, and not to try to deduce one from the other.“ (Mohanty 1992: 84)

Ein feministisches Projekt, das die Emanzipation von Frauen zum Ziel hat, kann sich laut Mohanty nicht auf anti-patriarchale Kämpfe beschränken: „it is the current *intersection* of anti-racist, anti-imperialist and gay and lesbian struggles which we need to understand to map the ground for feminist political strategy and critical analysis“ (Mohanty 1992: 87). Vor dem Hintergrund dieser Überschneidungen politischer Kämpfe plädiert Mohanty durchaus für „international feminist networks organized around specific issues like sex-tourism and multinational exploitation of women’s work“ (Mohanty 1992: 77); diese unterscheidet sie jedoch explizit von der

⁶⁷ Mohanty spricht in diesem Zusammenhang, jedoch an anderer Stelle auch vom 'Paternalismus' westlicher Feministinnen. Er entstehe durch den Anspruch westlicher Feministinnen, Frauen im Süden dabei zu helfen, sich aus ihrer spezifisch weiblichen, als unterdrückt betrachteten Rolle zu

Idee einer einheitlichen internationalen Frauenbewegung, die auf Grundlage der impliziten Annahme der *global sisterhood* arbeite.

Zur Beschreibung des Organisationsprinzips dieser themenorientierten statt identitätsorientierten Zusammenschlüsse entleiht Mohanty von Berenice Johnson Reagon den Terminus Koalition, der auch schon in *Under Western Eyes* auftaucht. Reagon beschreibt mit dem Begriff 'Koalition' die Grundlage kulturübergreifender Zusammenschlüsse politischer Kämpfe. Im Mittelpunkt ihres Interesses stehen dabei Konflikte innerhalb der Koalitionen und nicht etwa Gemeinsamkeiten wie im *sisterhood*-Konzept und anderen Ausprägungen von Identitätspolitik. Die Grundlage der Koalition ist nach Mohantys Beschreibung „*survival, rather than shared oppression*“ (Mohanty 1992: 84). In Reagons Worten: „You don't go into coalition because you like it. The only reason you would consider trying to team up with somebody who could possibly kill you, is because that's the only way you can figure you can stay alive.“ (zit. nach Mohanty 1992: 84)

Ähnliche Ansichten und Thesen wie Chandra Mohanty vertritt Gayatri Spivak. Wie Mohanty ist auch Spivak den *interlocutors* unter den feministischen postkolonialen Kritikerinnen zuzurechnen. Vor allem in den letzten Jahren, in denen sie sich vermehrt für Graswurzelprojekte von Frauen in Bangladesh und Westbengalen interessiert hat, nimmt Spivak jedoch auch die Position einer *diasporic nonresident* ein. Als Literatur- und Kulturwissenschaftlerin diskutiert Spivak vornehmlich literarische und philosophische Texte; doch gerade in jüngster Zeit hat sie sich verstärkt auch zu explizit entwicklungspolitischen Fragestellungen geäußert. Ihre theoretische Position ist vor allem beeinflusst von Marx, Derrida und französischen Feministinnen.⁶⁸ Vielfach wird sie deshalb als „feministisch-marxistische Dekonstruktivistin“ (z.B. Spivak 1996a: 73) bezeichnet.

Spivaks Position zu Fragen, die im Kontext dieser Arbeit relevant sind, ist mit derjenigen Chandra Mohantys kompatibel. Auch Spivak setzt sich besonders mit der Repräsentation von Frauen im Süden auseinander. Der Schwerpunkt ihrer Arbeiten liegt jedoch nicht wie der Mohantys bei der Produktion sozialwissenschaftlichen Wissens und Möglichkeiten 'traditioneller' aktionsorientierter feministischer Politik. Spivak befaßt sich eher mit kulturellen und philosophischen Repräsentationen derjenigen, die sie angelehnt an Antonio Gramsci und an eine

befreien. In manchen Fällen führe der Paternalismus sogar "to the definition of priorities for women of color by Euro-American feminists" (Mohanty 1991: 77).

⁶⁸ Die prominentesten sind Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva. Spivak hat über die Theorien französischer Feministinnen zwei vielfach diskutierte Aufsätze verfaßt: *French Feminism in an International Frame* (in Spivak 1988) und *French Feminism Revisited* (in Spivak 1993).

Gruppe postkolonialer HistorikerInnen in Indien die 'Subalternen' nennt. Im Zusammenhang der Arbeiten dieser Gruppe, der *Subaltern Studies Group*⁶⁹ sowie im Zusammenhang mit allgemeineren Fragen der Dekonstruktion hat Spivak unterschiedliche Wirkungsweisen von Essentialismen diskutiert und die Position vertreten, daß der strategische Einsatz von Essentialismen zum Zweck der Identitätsbildung sinnvoll sein kann.

An dieser Stelle soll weder die Fülle interessanter Ansatzpunkte ausgebreitet werden, die sich in Spivaks Werk finden, noch sollen Aspekte wiederholt werden, die bereits anhand der Thesen Chandra Mohantys dargelegt sind. Somit bleiben drei Aspekte aus den Arbeiten Spivaks, die ich im Kontext dieser Arbeit für wichtig halte und denen daher Platz eingeräumt werden soll: Dies ist zunächst ihre Auseinandersetzung mit Repräsentation und Essentialismen, die sich an Mohantys Ausführungen zu diesem Thema anschließt. Daran anschließend möchte ich kurz einige Anmerkungen Spivaks zu konkreten entwicklungspolitischen Problemen anführen. Ihre Gedanken zu kulturübergreifenden Gesprächssituationen und Interaktionen werden dann im Zusammenhang von *Zuhören!* im nächsten Abschnitt erläutert.

In einem Interview aus dem Jahr 1993 trifft Spivak bezüglich der Verwendung von Essentialismen eine Unterscheidung, die Mohantys Unterscheidung verschiedener Verwendungen universalistischer ahistorischer Kategorien gleicht: auf die VerwenderInnen und das Ziel der Verwendung komme es an. Spivak sagte (im Zusammenhang des Umgangs mit außereuropäischer Literatur im Kontext britischer Literaturwissenschaften): „I'm not talking about what we need to do when we are actually working *for* identity. That's a completely different arena. But in academic writing quite often, well not quite often, sometimes, there is a certain kind of essentializing of Other writing.“ (in Landry/Maclean 1996: 304) Die Essentialisierung der Anderen, auch schon die Essentialisierung der Texte der Anderen, hält Spivak in guter postkolonialer Tradition aufgrund der Ausschlußmechanismen, welche die Essentialisierungen implizieren, für problematisch. Sie konstatiert: „All we really want to claim is that there is no feminine essence; there's no essential class subject; the general subject of essence is not a good basis of investigation.“ (Spivak 1993: 16) Bezogen auf empirische Untersuchungen spricht

⁶⁹ Ergebnisse dieser Gruppe hat Spivak zusammen mit Ranajit Guha herausgegeben. Vgl. Spivak/Guha 1988.

sich Spivak daher für radikal differenzierende Studien aus. Als Beispiel dient ihr ein Aufsatz Kalpana Bardhans⁷⁰ über die soziale Lage von Frauen in Indien:

„In Bardhan’s work (she’s a development economist), you begin to see how impossible it is to focus (...) on something called a women. She even diversifies the radicals who can join in their struggle. She diversifies the people who study them. In that kind of work which is not against essentialism but which completely pluralizes the grid, it is my task as a reader, as it is with deconstruction, to read and run with it somewhere else.“ (Spivak 1993: 17)

Bezogen auf Selbstbeschreibungen argumentiert Spivak anders. Für die Konstruktion eines widerständigen Bewußtseins - also *work for identity* im obigen Sinne - befürwortet sie den Einsatz von Essentialismen.⁷¹ Den HistorikerInnen der *Subaltern Studies Group*, die eine Geschichte von Volksaufständen in Indien schreiben, bescheinigt Spivak „a *strategic* use of positivist essentialism in a scrupulously visible political interest,“ da sie für die Subalternen, diejenigen, die aus der offiziellen Kolonialgeschichte Indiens ebenso ausgeschlossen sind wie aus den Archiven der Kolonialzeit, eine *positive* Subjektposition beanspruchen (Spivak 1988: 207). Spivak beurteilte dieses Vorgehen wohlwollend: „This would allow them to use the critical force of anti-humanism (...) even as they share its constitutive paradox: that the essentializing moment, the object of their criticism, is irreducible.“ (Spivak 1988: 205)

Zu diesem Paradox, das darin besteht, daß die Dekonstruktion Essentialismen sichtbar machen, jedoch nie vollständig vermeiden kann, wurde Spivak in den vielen Interviews, die sie auch deshalb gibt, weil ihre Aufsätze überaus komplex und schwer zugänglich sind, oft befragt. Wenn sie schreibt, daß Dekonstruktion Essentialismen nicht vermeiden kann, geht es ihr zunächst um etwas anderes als um anti-essentialistische Studien wie die oben erwähnte Analyse von Bardhan, die hauptsächlich bemüht ist, eine differenziert vorgefundene empirische Realität nicht unangemessen anhand essentialistischer Kriterien zu systematisieren. Dekonstruktion ist nach Spivak eine kritische Bewegung, die sich immer auf das Objekt ihrer Kritik beziehen muß und deshalb immer auch essentialistisch wirkt, obwohl sie ein anti-essentialistisches Anliegen verfolgt. In Spivaks Worten: „Once you are aware that the only way in which you can deconstruct is by making the structure of that which you critique the structure of your own criticism, then you become conscious of the limitations of total escape.“ (Spivak 1990: 45)

⁷⁰ Vgl. Bardhan 1986.

⁷¹ Vgl. den Aufsatz *Subaltern Studies: Deconstructing Historiography*. In Spivak 1988: 197-221.

In einem Interview über ihre Feminismus-Aufsätze, das sie im Sommer 1984 gab, nur kurz vor Erscheinen ihrer Arbeit über die *Subaltern Studies Group*, bezog sie die Idee des strategischen Einsatzes von Essentialismen auf feministische Praxen, denen im Kontext philosophischer Feminismus-Diskussionen in Frankreich ein ähnlich subalternen Status außerhalb der (in diesem Fall phallogozentrischen) diskursiven Ordnung zugeschrieben wird wie den Subalternen Indiens von den *Subaltern Studies* HistorikerInnen. Über den Gebrauch von Essentialismen sagte Spivak:

„You see, you *are* committed to these concepts, whether you acknowledge it or not. I think it's absolutely on target not to be rhetorically committed to it, and I think it's absolutely on target to take a stand against the discourses of essentialism, universalism as it comes in terms of the universal - of classical German philosophy or the universal as the white upper-class male ... etc. But *strategically* we cannot. Even as we talk about *feminist* practice, or privileging practice over theory, we are universalising - not only generalising but universalising. Since the moment of essentialising, universalising, saying yes to the onto-phenomenological question, is irreducible, let us at least situate it at the moment, let us become vigilant about our own practice and use it as much as we can rather than make the totally counter-productive gesture of repudiating it.“ (Spivak 1990: 11)

Der Grund dafür, daß nach Spivak selbst in anti-essentialistischen feministisch-praktischen Ansinnen Essentialismen nicht vermeidbar sind, liegt in ihrem Konzept der Repräsentation. Spivak unterscheidet anhand von deutschsprachigen Vokabeln zwischen zwei Bedeutungen des englischen Wortes *representation*: 'Vertretung' im Sinne einer politischen Repräsentation einerseits und 'Darstellung' andererseits. Ihre These ist nun, daß jede Vertretung auch darstellend wirkt. Bezogen auf feministische Praxis bedeutet dies:

„When I speak as a feminist, I'm representing, in the sense of *Darstellung*, myself because we all know the problems attendant even upon defining the subject as a sovereign deliberative consciousness. But then if you take the sovereign deliberate consciousness and give it an adjective like feminist, that is, in fact, a rather narrow sense of self-representation which you cannot avoid.“ (Spivak 1990: 108f.)

Da eine Darstellung nach Spivak nie ohne Essentialisierungen auskommt, ruft die politische Vertretung, die schon darin besteht, im Namen von jemandem zu sprechen, immer essentialisierende Wirkungen hervor. Entscheidend sei nun, bei Vertretungen im Hinterkopf zu behalten, was essentialisiert wird: „No representation can take place - no *Vertretung*, representation - can take place without essentialism.

What it has to take into account is that the 'essence' that is being represented is a representation of the other kind, *Darstellung*." (Spivak 1990: 108f.)

Bezogen auf einen entwicklungspolitischen Kontext, wenn beispielsweise EntwicklungsexpertInnen für eine bestimmte Zielgruppe sprechen, würde das bedeuten, daß immer klar sein müßte, daß sie nie für diese Gruppe sprechen können, ohne sie zu essentialisieren. Bei einer grundsätzlich skeptischen Haltung Essentialismen gegenüber wäre daher eine sinnvolle Konsequenz, nicht *für* Gruppen zu sprechen, sondern sie selbst sprechen zu lassen. Damit wäre das Problem, daß jede Vertretung, auch eine Selbst-Repräsentation, nicht ohne Essentialisierungen auskommt, nicht gelöst. Den Gruppen wäre aber immerhin die Möglichkeit gegeben, sich - im Sinne des strategischen Essentialismus und hinsichtlich einer selbstgewählten, vielleicht emanzipatorischen Identität - bewußt selbst zu essentialisieren.

In ihren explizit entwicklungspolitischen Texten und Interviewausschnitten argumentiert Spivak in eine ähnliche Richtung. In ihrem Kommentar '*Woman' as theatre*⁷² über die Frauenkonferenz der Vereinten Nationen 1995 in Peking, auf den sie auch in dem Interview *I'm not a sister*⁷³ der Zeitschrift *Texte zur Kunst* eingeht, verdeutlicht sie ihre Meinung über den thematischen Komplex globaler Feminismus und Entwicklung. Sie verbindet dabei Argumente ihrer theoretischen Position zu Repräsentation und Essentialismen mit einer marxistischen, teilweise dependenztheoretisch anmutenden Argumentation. Analog zu ihren oben vorgestellten Überlegungen plädiert Spivak auch in diesen Texten explizit dafür, Problemlösungen stets lokal anzusetzen - erst das ermögliche ein Vorgehen, das lokalen Spezifika angemessen ist.

In '*Woman' as theatre* kritisiert Spivak am Beispiel der Weltfrauenkonferenz in Peking die Aktivitäten der real existierenden Vereinten Nationen. „One is not 'against' the UN as such,“ leitet sie ihren Kommentar ein und fährt fort: „but (...) these women's conferences are more problematic“ (Spivak 1996: 2). Spivak vertritt in ihrem Text die These, die Arbeit der UNO basiere auf der impliziten und nicht thematisierten Annahme, der Rest der Welt sei außerstande, sich selbst zu regieren. Da natürlich - in unterschiedlichem Maße - kein Staat in der Lage sei, sich vollständig selbst zu regieren und die Macht der Nationalregierungen im Zeitalter der Globalisierung abnehme, sei es notwendig geworden, möglichst verschwenderisch eine globale staatliche Einheit zu demonstrieren.⁷⁴ Globalisierung bedeute

⁷² Siehe Spivak 1996.

⁷³ Siehe Spivak 1996a.

⁷⁴ „In the current conjuncture, the role of the state is less and less important. Therefore it is necessary to show, as lavishly as possible, global national unity.“ (Spivak 1996: 2)

in diesem Zusammenhang hauptsächlich die weltweite Durchsetzung US-amerikanischer oder EU-europäischer Interessen. Dargestellt werden müsse diese Durchdringung der Welt mit Finanzkapital (*financialisation*) allerdings als „the North embracing the South“ (Spivak 1996: 2). Diese Darstellung wiederum werde ermöglicht durch das globale Konferenztheater, das Spivak beschreibt als „staged to show participation between the North and the South, the latter constituted by Northern discursive mechanisms - a Platform of Action and certain power lines between the UN, the donor consortium, governments and the elite Non-Governmental Organisations“ (Spivak 1996: 2). Das Fazit dieser Beobachtung fällt nüchtern aus: „In fact, the North organizes a South.“ (Spivak 1996: 2)

Bezogen auf den konkreten Fall der vierten Weltfrauenkonferenz kritisiert Spivak vehement die Zusammenstellung der Delegationen und NGO-Gruppen, die nach Peking fahren durften:

„In Bangladesh, Sri Lanka or Central Asia, say, to name only the places this writer knows--you would attest that what is left out is the poorest women of the South as self-conscious critical agents, who might be able to speak through those very nongovernmental organizations of the South that are not favoured by these object-constitution policies.“ (Spivak 1996: 2)

Nach Spivaks Ansicht wurden durch diese Personalpolitik also explizit sowohl diverse Themen als auch bestimmte Gruppen von Frauen mit ihren spezifischen Problemen und Problemlösungsstrategien ausgeklammert - und das Resultat im Konferenztheater dennoch als allgemeines Ergebnis der Frauen der Welt dargestellt. Diese Praxis zeitige negative, essentialisierende Wirkungen: „Already in the document from the 1985 Nairobi conference on women, one began to see who qualifies as ‘woman’, and what that woman must think in order to represent the woman who is to be empowered.“ (Spivak 1996: 3)

Spivak konstatiert damit einen Bruch zwischen einerseits „feminist apparatchiks, who identify conference organizing with activism as such, who cannot successfully imagine the lineaments of the space of existence of the Southern grassroots“ (Spivak 1996: 4) - und andererseits jenen feministischen Grasswurzelsaktivistinnen im Süden, die an einer Basis arbeiten, die von weltweiten Konferenzen und UN-Beschlüssen nicht nur unerreicht bleibt, sondern von ihnen in ihren Komplexitäten erst gar nicht erfaßt werden kann. Das Konferenztheater hilft Spivaks Ansicht nach den Frauen an dieser Basis nicht. Bezogen auf Möglichkeiten, die Lebenssituation der ärmsten Frauen im Süden zu verbessern, hält sie die Weltfrauenkonferenzen daher für eine Verschwendung von Kräften und Mitteln: „Again, one is not against

the UN effort in principle. One just wishes that so much time, so much resources, were not spent on it.“ (Spivak 1996: 4)

Spivaks Kritik zielt gleichzeitig auf materielle und diskursive Nord-Süd-Herrschaftsverhältnisse. So betont sie die desolate materielle Lage der armen Frauen im Süden und brandmarkt Entwicklungspolitik als „Alibi für Ausbeutung“⁷⁵, um dann festzustellen: „Es gibt keine Analyse, die hier nützlicher wäre als eine marxistische.“ (Spivak 1996a: 76) Gleichzeitig, und das unterscheidet sie von den Dependencia-Ansätzen der 60er und 70er Jahre, weist Spivak darauf hin, daß diese materielle Ausbeutung und Ungleichverteilung begleitet wird von Versuchen, auf diskursiver Ebene den Schein - darum geht es beim Theater - gleicher Verhältnisse zu produzieren: Zumindest den feministischen Apparatschiks dienten die Weltfrauenkonferenzen als Beweis einer „angeblichen Abschaffung sozialer Differenzen, da sie oft eine kreuzfahrtähnliche Stimmung ‘guter Kameradschaft’ erzeugen“ (Spivak 1996a: 78). Gleichzeitig bewirkten die Konferenzen eine Rekodierung der ‘Frau’ im Interesse des Nordens, die wiederum „die Anliegen und Probleme des Widerstands aus einer südlichen Perspektive vernachlässigt und so zu einer wachsenden Verelendung führt“ (Spivak 1996a: 79).⁷⁶ Die materiellen und die diskursiven Elemente der Nord-Süd-Beziehungen und der UN-Politik stehen also nicht unberührt nebeneinander, sondern erzielen ihre spezifischen Wirkungen im Zusammenspiel.⁷⁷

⁷⁵ An anderer Stelle führt Spivak diesen Gedanken, daß Entwicklungspolitik - vor allem finanzielle Hilfe und Großkredite - ein Alibi für Ausbeutung sei, anhand von zwei Argumenten aus. Das erste ist klassisch marxistisch: Die ArbeiterInnen in den Billiglohnländern, die nach den wachstumsorientierten Entwicklungstheorien auf nicht weiter spezifizierte Weise von den Durchsickerungseffekten profitieren sollen, produzieren Mehrwert, den die (oft transnationalen) Konzerne, die von den Zahlungen profitieren, einstreichen. Das zweite Argument besagt, daß Entwicklungszahlungen oft an Bedingungen geknüpft sind, die gegen die Interessen der Bevölkerungen, manchmal auch der Regierungen der betroffenen Länder gerichtet sind: "if you simply read the appropriate documents you will see that each aid package comes with certain kinds of requirements for buying certain kinds of goods, percentage of the nationality of workers on the different levels that can be employed this way or that, etc." Vgl. Spivak 1990: 97f.

⁷⁶ Helga Satzinger verdanke ich den bedeutenden Hinweis, daß im Norden, beispielsweise in der Bundesrepublik, im Vorfeld der Weltfrauenkonferenzen kleine kritische NGOs in ähnlicher Weise ausgegrenzt wurden wie nach Spivaks Beschreibung in Bangladesh und Zentralasien. Spivaks Darstellung des monolithischen Nordens erscheint vor diesem Hintergrund durchaus problematisch.

⁷⁷ Im Interview *I'm not a Sister* betont Spivak, "daß es in den sogenannten Entwicklungsländern Tausende solcher Kritiken" an der UN-Konferenz wie die ihre gebe; da diese nicht gehört würden, sie selbst jedoch Kontakt zum Mainstream hat und deshalb über Publikationsmöglichkeiten verfügt, versuche sie "den Widerstand gegen Transnationalisierung, wie ich ihn durch enge Kontakte in Bangladesh und Indien erfahre, einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen" (Spivak 1996a: 77). Argumente und Aspekte, die denjenigen ähneln, die Spivak in *'Woman' as theatre* abhandelt, finden sich beispielweise in Anmerkungen über die Konferenz in Peking von Vandana Shiva in Wichterich 1996.

3.4 Zuhören!

Wie sollen sich kritische westliche Feministinnen, denen globaler Feminismus und Geschlechterverhältnisse im Süden wichtige Anliegen sind, den postkolonialen Kritikansätzen und Einsprüchen gegenüber verhalten? Ein Patentrezept gibt es ebensowenig wie Sanktionsmöglichkeiten für den Fall, daß von einem solchen abgewichen würde. Außerdem ist die Interaktion zwischen Feministinnen im Norden und Süden keine Interaktion zwischen Gleichen, sondern eingeschrieben in Macht- und Herrschaftsverhältnisse unterschiedlichster Art - auf diesen Sachverhalt hinzuweisen ist Hauptanliegen postkolonialer Feministinnen. Ein anderes ihrer Hauptanliegen besteht in der oben thematisierten Ablehnung dichotomer Zuschreibungen und 'traditioneller' Formen von Identitätspolitik, die auf der Annahme einer einheitlichen Identität nicht nur von Individuen, sondern auch von Gruppen beruhen. Die politischen Strategien, die postkoloniale Kritikerinnen vorschlagen, bewegen sich deshalb zwischen Subversion durch Ironie und Mimikry auf der einen Seite⁷⁸ und der Bildung von Koalitionen auf der anderen Seite. Sollen diese Koalitionen funktionieren, ist eine gelingende Kommunikation vonnöten. Die postkolonialen Kritikerinnen fordern zu diesem Zweck von ihren potentiellen Verbündeten zunächst eins: Zuzuhören. Daß zuhören, sobald es mit einem Privilegienverlust verbunden ist, keine Leichtigkeit ist und selbst unter der Voraussetzung eines guten Willens größerer Anstrengungen bedarf, wird dabei nicht verschwiegen. Gayatri Spivak bemerkt dazu:

„Actually entering into a responsibility structure with the subaltern, with responses flowing both ways: learning to learn without this quick-fix frenzy of doing good with an implicit assumption of cultural supremacy which is legitimized by unexamined romanticization, that's the hard part.“ (in Landry/Maclean: 293)

Spivaks Überlegungen an diesem Punkt kreisen um eine Denkfigur, die sie in ihren Interviews immer wieder aufnimmt: „Unlearning one's privilege as one's loss“.⁷⁹ Spivak dreht in dieser Figur die gängige Annahme, die Abgabe von Definitionsmacht und Entscheidungskompetenzen komme einem Verlust an Privilegien gleich, mit einer eleganten Wendung um. Ihrer Meinung nach entsteht ein Verlust nicht

⁷⁸ Ein schönes Beispiel dafür gibt Spivak in einem ihrer Interviews, in dem es um die Homogenisierung der Anderen geht. Spivak: "Subordinate people use this also; and we are not without a sense of irony: we use it. I talk a lot, right? And when I get very excited I interrupt people; and I am making a joke, but in fact it is never perceived as a joke unless I tell them. I will quite often say, 'You know, in my culture it shows interest and respect if someone interrupts!': and immediately there are these very pious faces, and people allow me to interrupt. It is not as if we don't perceive the homogenization; we exploit it, why not?" (Spivak 1990: 61)

⁷⁹ Vgl. Spivak 1990: 9: 42 und S. 57; Landry/Maclean 1996 S. 4f.

erst durch die Aufgabe von Privilegien, sondern ist einer privilegierten Position immer schon inhärent: denn von einer privilegierten Position aus scheint es zunächst teilweise unmöglich, teilweise unnötig, über Wissen vom Anderen und über anderes Wissen zu verfügen. Die privilegierte Position ist also eine schon eingeschränkte. Wird nun bewußt versucht, diese Position zu verlernen, indem anderes Wissen *gelernt* wird, kann der Verlust sich mindern.⁸⁰ Das Verlernen der eigenen Privilegien hat jedoch noch eine andere Komponente, die sich explizit auf den Dialog selbst bezieht. Nach Spivak bedeutet das Verlernen der eigenen Privilegien, auf eine Weise zu sprechen, die die Anderen verstehen und wertschätzen und auf die sie antworten können:

„How about attempting to learn to speak in such a way that the masses will not regard as bullshit. When I think of the masses, I think of a woman belonging to that 84% of women’s work in India, which is unorganized peasant labour. Now if I could speak in such a way that such a person would actually listen to me and yet not dismiss me as another of those colonial missionaries, that would embody the project of unlearning about which I’ve spoken recently.“ (Spivak 1990: 56)

Die Missionarinnen der Kolonialzeit waren vor allem mildtätig und gönnerinnenhaft. Genau eine solche Haltung ist es, die abzulegen Spivak von kritischen westlichen Feministinnen fordert. Statt bloß zu fragen „what can I do for them?“ (Spivak 1988: 135), sollten sie vielmehr gewillt sein, von Frauen im Süden zu lernen:

„I should not consequently patronize and romanticize these women, nor yet entertain a nostalgia for being as they are. The academic feminist must learn to learn from them, to speak to them, to suspect that their access to the political and sexual scene is not merely to be *corrected* by our superior theory and enlightened compassion.“ (Spivak 1988: 135)

Indem sie an die westlichen Feministinnen appelliert, zuzuhören und mit Frauen im Süden in einen Dialog zu treten, spricht sich Spivak gegen gleich mehrere alternativ denkbare und praktizierte Interaktionsmodelle aus. Zunächst argumentiert sie gegen das koloniale Modell der Missionarinnen, die von einer klaren kulturellen Hierarchie zwischen sich und den „Wilden“ ausgingen und sich selbst dabei am oberen Ende dieser Hierarchie positionierten. Ihr Ziel war es, den Anderen, die sich am unteren Ende befanden, auf den Weg zu helfen, ebenfalls das obere, zivilisierte Ende zu erreichen. In den Modernisierungstheorien besteht diese Haltung, wenn auch mit anderen Schwerpunkten, fort. Spivak spricht sich gleichzeitig gegen eine romantisierende Haltung gegenüber den Anderen aus. Eine solche Haltung war

⁸⁰ Vgl. Landry/Maclean 1996: 4f.

vorherrschend in der Dritte-Welt-Bewegung der frühen 80er Jahre, als Spivaks Aufsatz, dem das letzte Zitat entstammt, veröffentlicht wurde.⁸¹ Eine Romantisierung der Anderen ist ebensowenig wie deren Patronisierung interessiert an einer Auseinandersetzung, die homogenisierende Zuschreibungen, das heißt vorgefertigte Bilder dieser Anderen, zu verflüssigen bestrebt ist. Genau das jedoch verspricht sich Spivak von einem Dialog zwischen westlichen Feministinnen und Frauen im Süden, bei dem erstere endlich zuhören.

Doch auch bei Spivak ist zuhören nicht gleich zuhören. Vehement wehrt sie sich gegen *tokenism*, dagegen, als Alibifrau kurz angehört zu werden, damit die Diskussion - wenn überhaupt eine geführt wird - zur Tagesordnung zurückgelenkt werden kann:

„In fact, tokenization is ghettoization. When you are perceived as a token, you are silenced in a certain way because if you have been brought there it has been covered, they needn't worry about it anymore, you salve their conscience.“ (Spivak 1990: 61)

Das Problem des *tokenism* ist verknüpft mit dem Problem der Repräsentation im Sinne der Darstellung. Wird man als VertreterIn einer bestimmten Gruppe eingeladen und aufgefordert, zu sprechen, wird man hauptsächlich als solche gehört und nicht als eigenständige SprecherIn, deren Position von derjenigen Position, welche die Einladenden der Gruppe zuschreiben, abweichen könnte. Dazu Spivak:

„When the cardcarrying listeners, the hegemonic people, the dominant people, talk about listening to someone 'speaking as' something or the other, I think *there* one encounters a problem. When *they* want to hear an Indian speaking as an Indian, a Third World woman speaking as a Third World woman, they cover over the fact of the ignorance that they are allowed to possess, into a kind of homogenization.“ (Spivak 1990: 60)

Spivaks Forderung lautet daher, nicht als Alibiperson und Vertreterin einer Gruppe gehört zu werden, sondern als eigenständige Person: „The real demand is that, when I speak from that position [of a Third World person], I should be listened to seriously.“ (Spivak 1990: 60) Im Zweifelsfall gelte immer: „There is safety in specificity rather than in those labels.“ (Spivak 1990: 60)

⁸¹ Es handelt sich um ihren Aufsatz *French Feminism in an International Frame*, der erstmalig 1981 erschien. In diesem Text diskutiert Spivak hauptsächlich Abhandlungen französischer Feministinnen über Frauen im Süden, vor allem Julia Kristevas *Des Chinoises*.

3.5 Postkoloniale Kritik und Entwicklungszusammenarbeit

Um kurz zusammenzufassen: Im Vordergrund der hier verwendeten Texte von Spivak und Mohanty, die entweder einen klaren Bezug zu entwicklungspolitischen Fragestellungen selbst herstellen oder aber sich im Kontext von Problemen der Entwicklungszusammenarbeit gewinnbringend diskutieren lassen, steht die Produktion von Wissen. Mohanty kritisiert vor allem die Homogenisierung und Viktimisierung von Frauen im Süden, die in sozialwissenschaftlichen Texten stattfindet. Mitte der 80er Jahre, als sie ihren Aufsatz *Under Western Eyes* erstmals veröffentlichte, beschrieb sie fast alle bis dato erschienenen Titel einer einschlägigen Buchreihe im als progressiv geltenden Londoner Zed Press Verlag als paradigmatisch für diese Tendenz. Die Tatsache, daß Mohanty den Aufsatz in einer überarbeiteten Fassung in ihre 1991 erschienene Anthologie über Feminismus im Süden wiederaufgenommen hat und daß ihr Aufsatz auch Ende der 90er Jahre noch rege diskutiert wird, könnte ein Hinweis darauf sein, daß ihre Kritik bislang nicht überholt ist.

Der Schwerpunkt der hier vorgestellten Ideen Spivaks liegt auf dem Begriff der Repräsentation. Obwohl Spivak ein explizit anti-essentialistisches Programm verfolgt, sind Essentialismen ihrer Ansicht nach unvermeidlich. Die strategische Verwendung von Essentialismen für emanzipatorische Projekte subalternen Gruppen hält Spivak daher für sinnvoll. Eine Essentialisierung von Anderen kritisiert sie. An der Frauenkonferenz-Politik der Vereinten Nationen beanstandet sie daher, daß ungeachtet vielfältiger Differenzen und Machtverhältnisse zwischen Frauen und trotz einer ausgrenzenden Personalpolitik im Vorfeld vor allem der Konferenz in Peking die Konferenzen als alle Frauen der Welt gleichberechtigt umfassende Veranstaltungen (re)präsentiert würden.

Beide Autorinnen verdeutlichen, daß diskursive Repräsentationen von Frauen im Süden und von globalen feministischen Aktivitäten auf Machtverhältnisse zwischen Frauen einwirken. Sie weisen darauf hin, daß homogenisierende, essentialisierende Repräsentationen, solange sie keine Selbstrepräsentationen der Subalternen sind, Hierarchien und Herrschaftsverhältnisse schaffen und verstärken können. Repräsentationen und Diskursen, die um kontextspezifische Differenzierungen bemüht sind oder der Identitätsbildung subalternen Gruppen dienen, schreiben sie ein emanzipatorisches Potential zu.

Der Aspekt der Wissensproduktion ist nicht nur in den gerade noch einmal überblicksartig zusammengefaßten Gedanken Mohantys und Spivaks zentral, sondern steht im Mittelpunkt auch dieser Arbeit. Im folgenden Kapitel wird es darum gehen, wie die Texte des DAWN-Kollektivs und von Caroline Moser, auf die in

Überlegungen und Strategien der genderorientierten Entwicklungszusammenarbeit in der Bundesrepublik (und anderswo) immer wieder rekurriert wird, im Lichte der postkolonialen Kritik Mohantys und Spivaks erscheinen.

Bevor ich eine Richtschnur für die Analyse der Texte von DAWN und Moser formuliere, möchte ich jedoch noch einmal auf das Hybriditätskonzept zurückkommen, welches einen weiteren zentralen Aspekt postkolonialer Kritik darstellt. Interessanterweise ist nämlich dies der Aspekt, auf den sich die meisten derjenigen - zugegebenermaßen dünn gesäten - Texte beziehen, die außerhalb feministischer Diskussionen Überlegungen an der Schnittstelle von Entwicklungszusammenarbeit und postkolonialer Kritik anstellen. Indem sie Auswirkungen von Entwicklungsdiskursen auf Identitäten von Menschen im Süden beschreiben, lenken sie den Blick, der bei Mohanty und Spivak vornehmlich auf eine weltweite Zusammenarbeit von Feministinnen gerichtet ist und dabei insbesondere Möglichkeiten westlicher Feministinnen fokussiert, durch eine Veränderung ihrer diskursiven und politischen Praxen zum Gelingen eines solchen Projekts beizutragen, auf die Mikroebene, in den Süden, auf diejenigen, deren persönliche und gesellschaftliche Situation in den Entwicklungsdiskursen verhandelt wird. Besonders instruktiv ist in diesem Zusammenhang Nanda Shresthas autobiographischer Aufsatz *Becoming a Development Category*, der, wie andere Texte dieser Art, im Sammelband *Power of Development*⁸² enthalten ist.

Shrestha beschreibt in seinem Text die Wirkungen, die Entwicklungsdiskurse im Nepal der 50er und 60er Jahre auf ihn selbst, der zu dieser Zeit dort aufwuchs, nahmen. Sein Text stützt sich auf den Befund Fanons, koloniale Herrschaft kolonisiere die Identität der lokalen Eliten. Das geschieht nach Fanon dadurch, daß diese sich, voller Erwartung des besseren Lebens, das der Kolonialismus zu importieren vorgibt, der kolonialen Kultur verschreiben und die vorkoloniale als rückständig kritisieren und ablehnen. Durch Shresthas Text zieht sich die These, daß die Entwicklungsdiskurse - auf nepali heißt Entwicklung *bikas* - dieselben Effekte erzeugen wie die kolonialen Diskurse in der Beschreibung Fanons.

Shrestha beschreibt, wie Einrichtungen, die durch westliche Entwicklungsgelder finanziert wurden - vornehmlich die Schule, die er besuchte, aber auch ein Krankenhaus - eine Stimmung produzierten, die für Menschen seiner Generation einen westlichen, modernen Lebensstil als einzige erstrebenswerte Option erscheinen ließen. Traditionales Wissen und Armut wurden in der Folge gleicher-

⁸² Vgl. Crush 1995.

maßen als *abikasi*, als unterentwickelt definiert. Kinder lösten den Konflikt, beide Welten vereinen zu müssen, die Welt der Entwicklung in der Schule, die Welt der Unterentwicklung in ihren oft weiterhin sehr armen Elternhäusern, indem sie ihre Eltern und deren Lebensstil gleichermaßen als *abikasi* ablehnten. Damit reproduzierten sie die Diskurse über 'Unterentwicklung' und trugen selbst dazu bei, 'Unterentwicklung' als solche überhaupt wahrzunehmen. Vor der Ankunft von Entwicklungsprojekten, in Shresthas Fall insbesondere in der Person US-amerikanischer *Peace Corps Volunteers*, war ihnen die Armut ihrer Familien - so Shrestha - normal vorgekommen; sie hatten weniger materielle Vergleichsmöglichkeiten und weniger durch den *bikasi*-Diskurs produzierte Bedürfnisse.

Auf der kommunalen Ebene produzierten die Entwicklungspraktiken laut Shrestha die Abkehr von alten Kooperationsmustern: „In the past, if a trail was damaged, the villagers from the surrounding villages organized a work force and repaired it. Now the villagers felt that somebody else, a foreign donor or government agency would come and fix it.“ (Shrestha 1995: 275) Die Aktivitäten von Entwicklungsorganisationen wirkten also auf die Identität Jugendlicher ebenso wie auf die kulturellen Gepflogenheiten sozialer Gruppen. In beiden Fällen schufen sie ein Abhängigkeitsverhältnis. Darüber hinaus produzierten sie Passivität. Dazu Shrestha:

„*Bikas* could bring things instantly, and we did not have to work hard to acquire what we wanted. (...) Foreign aid had become our sole medium of material nirvana. Pride in self-achievement and self-reliance was conspicuously absent. *Bikas* solidified the colonial notion that we were incapable of doing things for ourselves and by ourselves. The colonial 'civilizing mission' was resurrected as the mission of development. These Western 'civilizers' first undermined our relative self-sufficiency and self-reliance, and then categorized us as inferior and poverty-stricken. (...) Our relatively harmonious coexistence with nature was interpreted as a sign of backwardness and primitiveness. Development was measured in terms of the distance between humans and nature.“ (Shrestha 1995: 274)

Die Wirkung, die Entwicklungsleistungen erzielten, fand also auf zwei ineinander verschränkten Ebenen statt: einer materiellen und einer kulturellen. Das schlichte Vorhandensein von Fremdhilfe schuf neue Bedürfnisse und zerstörte gleichzeitig alte Modelle der Selbstversorgung. Armut wurde insofern erst durch *bikas* geschaffen, als daß sie vorher als solche - zumindest von Shrestha, der ein Kind war - nicht erlebt wurde. Armut, also zunächst materieller Mangel, wurde in den Entwicklungsdiskursen - und Shrestha wuchs in der Zeit des modernisierungstheoretischen Paradigmas auf - nicht einfach als materieller Mangel dargestellt, sondern als Effekt rückständiger, eben unterentwickelter kultureller Praktiken.

Entwicklung wies nun in zweifacher Weise den Weg aus dieser Misere, die jene durch ihre Diskurse und Praxen wenn nicht vollständig produziert, so doch, was ihre Wahrnehmung betraf, in dieser Art erst geschaffenen hatte. Sie gab sowohl Ziele - Modernität, erhöhten Konsum - als auch den Weg vor, diese Ziele zu erreichen: vornehmlich durch moderne Schulbildung, finanziert wie andere Infrastruktur-’Entwicklungen’ mit westlicher Hilfe, also von außen.

Bikas durchdrang somit die Infrastruktur der Städte und Gemeinden einerseits, Kultur und Identitäten andererseits. Nach Shrestha internalisierten die Eliten des Landes - Eliten durch eigene Anstrengung und Teilhabe an Entwicklungsprojekten wie er selbst ebenso wie Eliten qua entsprechender Familienzugehörigkeit - Entwicklung als neue zivilisatorische Mission. In der Folge verschärften sich soziale Ungleichheiten innerhalb der nepalesischen Gesellschaft und erhielten eine zusätzliche kulturelle Dimension. Shresthas ernüchterte Beschreibung dieser Entwicklung:

„In the name of development, we pursued our own interests, both individually and as a class. We incarnated ourselves as domestic *sahibs*, denigrated the poor and their labour. In our attempt to look and become Westernized, we have created a monster out of developmentalism, lost touch with our social consciousness and humanity, and surrendered our national dignity and culture. We trust Westerners more than ourselves, virtually in every respect. We learned how to seize the currents of international development, propelled by the World Bank, US Agency for International Development, and other prominent development agencies. We turn their fads into overriding national concerns, instantly churning out reports to corroborate our claims. When they were concerned about deforestation and other environmental problems, we suddenly discovered our deforestation, soil erosion, and many other environmental ills.“ (Shrestha 1995: 277)

Der Ausweg, den Shrestha vorschlägt, gründet in derselben Bewegung, die Spivak von westlichen Feministinnen fordert: im Verlernen. Auch bei Shrestha bedeutet verlernen, die eigene eingeschränkte Positioniertheit zu reflektieren und andere Positionen wahr- und ernstzunehmen. Er formuliert:

„Let us free ourselves from the trappings of Westernized development fetishism; let us *unlearn* the Western values and development thinking which have infested our minds. However, *unlearning* is not complete without *relearning*. All of this, of course, requires that we consciously deconstruct our colonial mindset.“ (Shrestha 1995: 277)

Die Dekonstruktion der (neo)kolonialen geistigen Verfassung muß nach Shrestha auf zwei Ebenen geschehen: persönlich und gesellschaftlich. Wie Anzaldúa ist er der Überzeugung, eine erfolgreiche persönliche Veränderung ist die Voraussetzung

für einen größer angelegten kulturellen Wandel: „The outcome of the second battle [at the societal front] will depend on the degree of success achieved at the personal front.“ (Shrestha 1995: 277)

Für eine Reflexion von Entwicklungskonzepten, die postkoloniale Kritik ernst nimmt, sind Shresthas Befunde bedeutend: Sie verdeutlichen beispielhaft den Einfluß von Entwicklungsdiskursen und -aktivitäten auf Identität und kulturelle Muster von Menschen, die zu Zielgruppen von Entwicklungsprojekten werden. In dem Fall, den Shrestha beschreibt, ist dieser Einfluß höchst ambivalent: Während er für die Eliten einen Machtzuwachs bedeutet, verschärft er die Machtgegensätze und schwächt die Armen. Während er die Eliten stärkt, nimmt er ihnen gleichzeitig kulturelle Autarkie, was zu einem Abhängigkeitsverhältnis führt. Wie dies wiederum eingeschätzt wird, kann natürlich variieren: Shrestha beschreibt, daß er selbst erst nach einer langen Zeit der *bikas*-Hörigkeit zu einem Kritiker der Entwicklungszusammenarbeit wurde. Entwicklung und andere kulturelle Faktoren, in deren Wirkungsfeld er sich aufhielt, hatten zu verschiedenen Zeitpunkten einen unterschiedlich starken Einfluß auf sein Denken und wurden von ihm mit je unterschiedlicher Aufmerksamkeit und Wertschätzung bedacht.

Shresthas Beschreibung macht auf Aspekte aufmerksam, die bislang nicht oder nur wenig angeklungen sind. Geht man prinzipiell davon aus, daß Kolonialismus und Globalisierung eine Hybridisierung von Kulturen und Identitäten hervorgebracht haben beziehungsweise hervorbringen, erscheint es nach der Lektüre Shresthas angemessen, Entwicklungsdiskurse als einen weiteren Einflußfaktor in diesem Zusammenhang zu betrachten. Durch die ambivalenten Wirkungen der Entwicklungsprojekte und -diskurse wird es dabei aber kaum möglich sein, eindeutige Einflüsse zu bestimmen: Schon in Shresthas persönlichem Fall hatten sie - mit der Zeit - variiert. Ein wichtiger Aspekt, auf den Shresthas Text hinweist, ist in diesem Sinne die Möglichkeit der Existenz von weder intendierten noch kalkulierbaren kulturellen Einflüssen von Entwicklungsprojekten auf Identität und Kultur der Menschen, die von ihnen betroffen sind. Entwicklungsdiskurse sind bezogen auf Soziokultur und Identitäten von Menschen in sogenannten Entwicklungsländern nicht neutral, sondern entfalten Macht. Auf wen sie jedoch wirken, in welchem Maße und in welche Richtung, ist ohne sehr spezifische Analysen nicht feststellbar. Ebenso schwer zu ermitteln ist die Frage, in welchem Verhältnis die diffuse *entmächtigende* Wirkung, die Shrestha Entwicklungsdiskursen und -praxen zuschreibt, zu deren - meist materiell - *ermächtigenden* Wirkung steht. Daß die ermächtigende Wirkung nicht notwendig überwiegen muß, ist ein weiterer Aspekt, auf den Shresthas Text aufmerksam macht.

Sind die Grundkonzepte des *Gender-and-Development*-Ansatzes davor gefeit, ähnliche negative oder zumindest ambivalente Wirkungen hervorzurufen wie die *bikasi*-Diskurse - laut Shresthas Beschreibung - in Nepal? Legen ihre Argumentationsstruktur und die vorgeschlagenen Entwicklungsmaßnahmen die Vermutung nahe, daß im Falle einer konkreten Umsetzung das entschieden formulierte Ziel *empowerment*, *Ermächtigung*, mögliche *entmächtigende* Wirkungen deutlich wettmachen würde? Findet eine Reflexion möglicher entmächtigender Wirkungen überhaupt statt?

Dies sind Fragen, die sichtbar im Hintergrund des folgenden Teils dieser Arbeit stehen sollen. Denn was ihre eigene Fokuswahl betrifft, präsentieren sich der *Gender-and-Development*-Ansatz und die ihm zugrundeliegenden Grundkonzepte - besonders im Fall von Mosers Modell und der Konzepte staatlicher Entwicklungsorganisationen im Norden, weniger im Falle des DAWN-Papiers - als politikfeldspezifischer Feminismus, in dem es vor allem um effektive Umsetzungsmöglichkeiten von Gender-Angelegenheiten im konkreten Bereich der Entwicklungsplanung geht.

Im Mittelpunkt der folgenden Analyse der Texte von DAWN und Moser sollen beide stehen: die Geschlechterfrage *und* die Entwicklungsfrage, *gender* und *development*. Folgende Leitfragen sollen zu diesem Zweck als Richtschnur dienen und die Kapitel strukturieren:

- Wie werden 'Frauen' konstruiert? Wie wird ihre gesellschaftliche Situation beschrieben? Auf welcher Grundlage basieren diese Darstellungen?
- Auf welchem Feminismuskonzept beruht der Ansatz?
- Wie wird 'Entwicklung' konstruiert? In welchem Verhältnis zu den formulierten feministischen Vorstellungen steht 'Entwicklung'?

4. Grundlagen(texte) des *Gender-and-Development*-Ansatzes

4.1 DAWNs *empowerment*-Vision

A development process that shrinks and poisons the pie available to poor people, and then leaves women scrambling for a larger relative share, is not in women's interest.
DAWN⁸³

DAWN, ein Netzwerk von Feministinnen, die man, wenn man denn wollte, wahrscheinlich als 'postkolonial' bezeichnen könnte, trägt sein Programm schon im Namen: die Suche nach alternativen Entwicklungsstrategien für eine bessere Welt, nach *Development Alternatives with Women for a New Era*. Obwohl DAWN schon zu Beginn der 80er Jahre zu publizieren begann und sich auch heute, Ende der 90er Jahre, weiterhin zu Wort meldet,⁸⁴ ist der anlässlich der dritten Weltfrauenkonferenz 1985 in Nairobi verfaßte Text *Development, Crises and Alternative Visions. Third World Women's Perspectives* bislang diejenige Veröffentlichung des Netzwerks geblieben, die nicht nur für DAWN selbst, sondern auch für den *empowerment*-Ansatz geradezu paradigmatisch einsteht. Das „DAWN-Papier“, das im angelsächsischen Sprachraum auch „DAWN manifesto“ genannt wird,⁸⁵ besteht aus drei Teilen: einem Kapitel über dominante Entwicklungsparadigmen, einem Kapitel über Krisen, die entwicklungspolitische Prozesse zumindest mitverursachten, und einem Kapitel über alternative Visionen, Strategien und Methoden. Die Autorinnen sind bemüht, sich zu Analyse Zwecken die Perspektive armer Frauen zu eigen zu machen. Diese Perspektive halten sie aus drei Gründen für besonders aufschlußreich:

- Wenn die vorgebrachten Ziele stattfindender Entwicklungsmaßnahmen die Verbesserung des Lebensstandards, die Abschaffung von Armut, den Zugang zu menschenwürdigen Beschäftigungsverhältnissen und den Abbau gesellschaftlicher Ungleichheiten umfassen, sei es „quite natural“, Auswirkungen dieser Entwicklungsmaßnahmen insbesondere bezogen auf die Lebenssituation armer Frauen zu analysieren: Frauen machten in den meisten Gesellschaften die Mehrheit der Armen, der Unterbeschäftigten und der sozial und ökonomisch

⁸³ Sen/Grown 1988: 20.

⁸⁴ Siehe z.B. das Positionspapier für die 4. Weltfrauenkonferenz: *Das Erreichte sichern und ins 21. Jahrhundert vorwärtsgehen*. Übersetzt dokumentiert in Wichterich 1996: 108-116.

⁸⁵ Vgl. Marchand/Parpart 1995: 24.

Benachteiligten aus. Außerdem litten Frauen unter Hierarchien und Unterdrückungsverhältnissen, die im Geschlechterverhältnis begründet sind.

- Frauenarbeit, so die zweite Prämisse, ist trotz ihrer unangemessen geringen Entlohnung und Wertschätzung in allen Gesellschaften für die menschliche Reproduktion wesentlich. Frauenarbeit überwiegt in der Lebensmittelproduktion und -verarbeitung; Frauen sind außerdem meist verantwortlich für Brennmaterial, Wasser, Gesundheitsfürsorge sowie die Erziehung und Versorgung von Kindern, also für alle sogenannten Grundbedürfnisse. Um Auswirkungen dominanter Entwicklungsstrategien auf den Grundbedürfnisbereich auszumachen, sei die Perspektive von Frauen - Hauptproduzentinnen und -beschäftigte in diesem Bereich - demnach „an obvious starting point“.
- Neben ihren reproduktiven Tätigkeiten, so das dritte Argument, sind Frauen auch im Handel, im Dienstleistungssektor und in der Industrie beschäftigt; besonders in hochtechnisierten Industriezweigen wie Elektronik- und Exportindustrie bilden sie mittlerweile oft die Mehrheit der Beschäftigten. Der entwicklungspolitische Einfluß auf Fertigungstechnologien, Beschäftigung, Einkommen und Arbeitsverhältnisse in diesen Sektoren ist nach Ansicht von DAWN nicht nur für die Frauen von Bedeutung, die dort arbeiten, sondern auch für die Leistungsfähigkeit von Nationalökonomien.⁸⁶

Das Anliegen, das die DAWN-Frauen mit ihrer Studie verfolgen, ist zunächst die Produktion von Wissen. Von der Verbreitung dieses Wissens erhoffen sie sich transformatorische Impulse unterschiedlichster Art. Inhaltlich geht es ihnen dabei speziell um das Verhältnis zwischen vier Aspekten, die ihrer Meinung nach sowohl in akademischen Debatten als auch in Diskussionen innerhalb von Entwicklungsinstitutionen unangemessenerweise auseinandergehalten werden. Diese Aspekte sind Entwicklung, soziale und ökonomische Krisen, die Unterordnung von Frauen und schließlich Feminismus. Bereits im ersten Absatz der Einleitung formulieren sie:

„In this book we begin to clarify for ourselves the nature of these relationships and to explore their meanings for those involved in policy and practical action. We hope this analytic base can serve as a catalyst for further discussion, policy change, and experimentation aimed at fundamental improvement in the status of women, and hence their families, communities, and societies.“ (Sen/Grown 1988: 15)

⁸⁶ Der Text entstand, wie bereits gesagt, Mitte der 80er Jahre, als von Globalisierung und weltweiter Machtübernahme durch transnationale Konzerne weit weniger die Rede war als heute. Bezogen auf die drei Gründe vgl. Sen/Grown 1988: 23f.

Grundlage der Studie ist die pessimistische Haltung der DAWN-Aktivistinnen gegenüber dem WID-Integrationsansatz, der während der Frauendekade feministische Entwicklungskonzepte bestimmte und auf der Annahme basiert, Ursache der Verschlechterung der sozialen und ökonomischen Lage von Frauen während der ersten Entwicklungsdekaden sei die fehlende oder zumindest mangelnde Integration von Frauen in Entwicklungsprozesse gewesen. Die DAWN-Frauen argumentieren auf der Grundlage empirischer Untersuchungen und eigener Erfahrungen als Forscherinnen und Aktivistinnen,⁸⁷ daß sich der Status der großen Mehrheit der Frauen im Süden auch während der Frauendekade nicht verbessert, sondern verschlechtert habe: „With few exceptions, women’s relative access to economic resources, income, and employment has worsened, their burdens of work have increased, and their relative and even absolute health, nutritional, and educational status has declined.“ (Sen/Grown 1988: 16)

Ursachen für diesen Mißerfolg sehen die DAWN-Frauen nicht - wie viele Expertinnen westlicher Entwicklungsinstitutionen - im unverbesserlich chauvinistischen und anti-feministischen innerinstitutionellen Agieren männlicher Entwicklungsplaner begründet, sondern zu etwa gleichen Teilen im Vorherrschen patriarchalischer kultureller Muster einerseits und den dominanten Entwicklungsparadigmen selbst andererseits. Sie schreiben:

„The limited success of the integrationist approach is due in part to the difficulties of overcoming traditional cultural attitudes and prejudices regarding women’s participation in economic and social life. However, an equally important but mostly overlooked factor is the nature of the development process into which women were to be integrated.“
(Sen/Grown 1988: 16)

Alternativen zu WID-Entwicklungsmodellen, denen die DAWN-Frauen in ihrer Studie auf die Spur kommen wollen, beschränken sich angesichts dieser Problemdiagnose nicht auf taktisch möglichst kluge Argumentationsstrategien für innerinstitutionelle Auseinandersetzungen, sondern stellen herkömmliche Entwicklungskonzepte selbst in Frage. Dies geschieht vor allem im ersten, jedoch auch im zweiten Kapitel des DAWN-Manifests. Im dritten Kapitel schließt sich ein Ausblick auf Alternativen an.

Die Autorinnen unterscheiden also grundsätzlich zwischen herkömmlichen Entwicklungsmodellen, die sie weitgehend ablehnen, und dem eigenen Gegenentwurf. Beide unterscheiden sich deutlich bezogen auf anvisierte Ziele, Mittel und AkteurInnen. Der Alternativentwurf ist eng verknüpft sowohl mit der Analyse der

⁸⁷ Vgl. Sen/Grown 1988: 15.

Lebenssituation armer Frauen als auch mit dem Feminismuskonzept der Gruppe. Beiden möchte ich mich nun zuwenden, um anschließend auf die verschiedenen Entwicklungsvorstellungen und -konzeptionen zurückzukommen.

4.1.1 'Frauen' im DAWN-Manifest

Ausgangspunkt der DAWN-Analyse ist, wie bereits erläutert, die Sichtweise armer Frauen im Süden; *Third World Women's Perspectives*, wie es im Untertitel der Studie heißt. Unbeeindruckt von westlichen Diskursen um politische Korrektheit, die gerade Mitte der 80er Jahre geboten hätten, der 'Third World' ein 'so-called' voranzustellen, oder sie, als „Third World“ in Anführungszeichen, als diskursive, zumindest menschengemachte Konstruktion auszuweisen, verwenden die DAWN-Autorinnen den Ausdruck 'Dritte Welt' als positives Identifikationsmerkmal zur Bezeichnung derjenigen Frauen im Süden, deren Perspektive sie zu Analyse Zwecken einnehmen wollen. In einer Fußnote erklären sie: „By now it should be clear that we use the term 'Third World' as a positive self-affirmation.“ (Sen/Grown 1988: 97) Schon in diesem nebenher eingeworfenen, wenn auch programmatischen Satz spiegelt sich die wichtigste Grundtendenz von DAWNs Sicht auf Frauen im Süden: sie ist positiv und in dem Sinne undistanziert, als daß sie von der im *malestream* der empirischen Sozialforschung als Kriterium von Wissenschaftlichkeit vielfach gepflegten Subjekt-Objekt-Trennung absieht.

Auch wenn DAWN mit wahrscheinlich gutem Grund keine Anthropologie von Dritte-Welt-Frauen geschrieben hat, finden sich einige Passagen im Text, in denen Grundannahmen maternalistischer Fürsorge-Feministinnen anklingen: da ist zunächst die Rede von „women's values of nurturance and solidarity“ (Sen/Grown 1988: 80) - und an einer anderen Stelle von Frauen eigenen „life experiences of powerlessness, cooperation, and nurturance“ (DAWN 1988: 95), ohne daß, wie bei anderen verallgemeinernden Aussagen im Text üblich, Beispiele genannt oder andere Referenzen angeführt sind, die die allgemein gehaltenen Aussagen plausibel machen sollen.⁸⁸

⁸⁸ Abgesehen davon, daß es sich bei diesen Annahmen um stark umstrittene Thesen handelt, bleibt ihr Stellenwert ungeklärt. Fürsorgliche und solidarische *Werte* von Frauen können auf ganz unterschiedliche Weise erklärt und begründet, fernerhin bewertet werden. Sie können beispielsweise aus *Erfahrungen* von Fürsorge und Kooperation begründet werden, die Frauen aufgrund ihrer sozialisationsbedingt häufig eingenommenen sorgenden Rolle als Mütter und Pflegerinnen in vielen Fällen machen. Sie können aber auch biologisch abgeleitet werden aus weiblicher Physiognomie und Psyche; schließlich könnten sie auch als Resultat rationaler Anstrengungen dargestellt werden, also so, wie der Prototyp des modernen Mannes seine persönlichen, aber auch kollektiven Wertsetzungen oft begründet.

Neben Werten und Lebenserfahrungen schreiben die DAWN-Autorinnen armen Frauen spezifische Interessen zu. Diese leiten sie direkt von der sozialen Position der Frauen ab und unterscheiden sie von Interessen armer Männer. Im dritten Kapitel heißt es:

„The interests of poor men and women are not always identical, because of the existing sexual division of labour and resources. For example, men may be more interested in cash crops than in food crops if they control money income; they may be willing to sell forest rights to timber contractors; or they may be indifferent to labour-reducing technological improvements in cooking or fuel and water use.“ (Sen/Grown 1988: 58)

Der geschlechtlichen Arbeitsteilung kommt also eine zentrale Rolle für die Beschreibung der Position von Frauen hinsichtlich ihrer Interessen zu. Ebenso wichtig wie die relative Verfügbarkeit über Ressourcen schätzen die DAWN-Frauen in diesem Zusammenhang jedoch auch die substantielle Ressourcenverfügbarkeit ein, die gänzlich unabhängig ist von Fragen des Geschlechterverhältnisses.⁸⁹ Frauen werden im DAWN-Text also bei weitem nicht nur durch die *gender*-Brille betrachtet, die das Augenmerk stets auf Geschlechterverhältnisse fokussiert. Zur Beschreibung der sozialen Position von Frauen ziehen die DAWN-Autorinnen vielmehr ein ganzes Konglomerat von Analysekatoren heran. Dabei beschränken sie ihre Analyse auf diejenigen Aspekte, die ihnen hinsichtlich von Entwicklungsprozessen relevant erscheinen. Bezogen auf Prozesse ökonomischer Entwicklung sind das vor allem Geschlechter- und Klassenverhältnisse. In der Einleitung zum ersten Kapitel, in dem es um Entwicklungsparadigmen geht, schreiben sie: „The main theme (...) is that women’s experiences with processes of economic growth, commercialization, and market expansion are determined by both gender and class.“ (Sen/Grown 1988: 25)

Klassenverhältnisse sind nach Ansicht der DAWN-Frauen, die an diesem Punkt klar auf der Grundlage dependenztheoretischer Ansätze argumentieren, im Süden keine Privatangelegenheit autonomer Nationalstaaten, sondern eingeschrieben in ein Weltwirtschaftssystem, das auf Ungleichheiten beruht und diese gleichzeitig reproduziert. Sie schreiben:

„Existing economic and political structures tend to be highly inequitable between nations, classes, genders, and ethnic groups. These structures are often the historical legacy of colonial domination. We argue, however, that post-colonial development processes and strategies have often exacerbated these inequalities, and in some instances even worsened the levels of absolute poverty. The interests of powerful

⁸⁹ Vgl (Sen/Grown 1988: 20.

nations and classes, both internationally and nationally, are enmeshed in these structures, and therefore often have a vested interest in their persistence. As a result, the survival of large sections of the population in the Third World has become increasingly uncertain and vulnerable.“ (Sen/Grown 1988: 25f.)

Die Unsicherheit, die für arme Frauen aus dieser Situation entsteht, wird nach Ansicht von DAWN durch Subordinationsstrukturen aufgrund der herrschenden Geschlechterverhältnisse verstärkt. Diese wirken ihrer Meinung nach auf zwei Ebenen: erstens beschränken oder verhindern sie den Zugang von Frauen zu ökonomischen Ressourcen und politischen Partizipationsmöglichkeiten, zweitens schaffen sie eine geschlechtliche Arbeitsteilung, die Frauen neben längeren Arbeitszeiten diejenigen Tätigkeiten zuweist, die arbeitsintensiver und schlechter entlohnt sind.⁹⁰

Während die Weltwirtschaftsordnung mit ihren nachteiligen Auswirkungen für arme Frauen im DAWN-Papier als hauptsächlich materielle Hinterlassenschaft des Kolonialismus beschrieben wird, die in ihrer Struktur aufrechtzuerhalten das vorrangliche Interesse des industrialisierten Westens und der herrschenden Klassen ist, ist die Subordination von Frauen aufgrund des Geschlechterverhältnisses nach Ansicht der DAWN-Frauen eine kulturell fundierte Angelegenheit: „Deeply ingrained in the consciousness of both men and women, (...) it is reinforced through religious beliefs, cultural practices, and educational systems (both traditional and modern) that assign to women lesser status and power.“ (Sen/Grown 1988: 26)

Doch obwohl sie aufgrund ihrer kulturellen Verwurzelung ihre Macht entfaltet, aufgrund ihrer Internalisierung immer wieder reproduziert wird, sind ihre Wirkungen keinesfalls ausschließlich kultureller Art, sondern bestehen darüber hinaus in handfesten materiellen Ungleichheitsverhältnissen.

Erst die Beachtung des Zusammenspiels mehrerer Elemente ermöglicht nach DAWN also eine einigermaßen adäquate Beschreibung der Situation armer Frauen im Süden. Kulturelle Muster und materielle, politische und vor allem ökonomische Verhältnisse verstärken sich gegenseitig und bringen sowohl kulturelle als auch materielle Unterdrückungsverhältnisse hervor. DAWN geht davon aus, daß dieses Zusammenspiel bereits in der Kolonialzeit begann und nachwirkt, außerdem durch entwicklungspolitische und andere polit-ökonomische Interaktionen in modifizierter Form fortgesetzt wird. Für eine Analyse der Situation von Frauen ist aus diesem Grunde weder die isolierte Betrachtung der Geschlechterverhältnisse ausreichend noch die Beschränkung auf entweder kulturelle oder materielle

⁹⁰ Vgl. Sen/Grown 1988: 26.

Aspekte; auch eine unhistorische Betrachtung, die von der kolonialen Vergangenheit absehen würde, muß vor diesem Hintergrund defizitär erscheinen.

Zur Beschreibung der Effekte, die koloniale Herrschaft für Frauen hatte, bedienen sich die DAWN-Frauen folgerichtig ebenfalls einer multidimensionalen Perspektive, indem sie feststellen: „The patriarchal ideology of the colonials was only partly responsible for the worsening of women’s economic position. The inherent inequality and poverty-creating character of economic and political processes was an equally important factor.“ (Sen/Grown 1988: 30) Die Auswirkungen waren auch hier schon ökonomischer wie kultureller Art. Einerseits verringerten sich, beispielsweise durch die Privatisierung von Land, Zugriffsmöglichkeiten von Frauen auf Ressourcen - das ist der materielle Aspekt. Der kulturelle Aspekt entstand daraus, daß sich durch diese verringerten Möglichkeiten der benötigte Aufwand zur Grundbedürfnisbefriedigung erhöhte. Grundbedürfnisbefriedigung war wiederum traditionell Aufgabe der Frauen. Deren Status sank nun, so DAWN, mit ihren strukturell bedingt sinkenden Möglichkeiten zur Befriedigung der Grundbedürfnisse.⁹¹ In heutiger, längst nach-kolonialer Zeit, in der Entwicklungsstrategien wie Strukturanpassung die ökonomischen Möglichkeiten von Frauen im Süden bedingen, hat sich an diesem Muster nach Ansicht der DAWN-Autorinnen nicht viel geändert.⁹²

Wichtig ist an diesem Punkt noch, daß in der Studie auch die kulturelle Position von Dritte-Welt-Frauen zwischen Tradition und Moderne angesprochen wird. Bezogen auf diesen Aspekt enthalten sich die Autorinnen eindeutiger Zuschreibungen und betonen statt dessen die zerissene, auch als hybrid beschreibbare Situation von Frauen:

„Traditions have always been a double-edged sword for women. Subordinate economic and social status, and restrictions on women’s activity and mobility are embedded in most traditional cultures, as our research over the last fifteen years has shown. The call to cultural purity is often a thinly veiled attempt to continue women’s subjugation in a rapidly changing society. But traditions and culture also divide women themselves, since traditions and practices often vary across classes in the same society.“ (Sen/Grown 1988: 76)

Obwohl ihr Text von generellen Erklärungen der oben beschriebenen Art durchsetzt ist, versäumen die DAWN-Frauen nicht, auf lokale Spezifika hinzuweisen: „Of course, the specifics of subordination vary considerably across regions, historical time periods, and classes“, konstatieren sie (Sen/Grown 1988: 26). Dennoch geben

⁹¹ Vgl. Sen/Grown 1988: 31.

⁹² Vgl. z.B. Sen/Grown 1988: 34.

sie sich überzeugt - aufgrund einer „critical examination of the large volume of empirical evidence amassed throughout the U.N. decade, as well as our own experiences as researchers and activists“ -, daß Grundkonstanten ihrer Befunde zumindest bezogen auf die Situation armer Frauen zutreffen (Sen/Grown 1988: 15). Zur Darstellung von Frauen im DAWN-Manifest, in dem es um Möglichkeiten grundsätzlicher Gesellschaftsveränderungen geht, gehört auch eine Aussage darüber, welche Rolle arme Frauen in diesen transformatorischen, emanzipatorischen Prozessen spielen könnten. Die DAWN-Autorinnen sind optimistisch. Arme Frauen halten sie für „the most committed, militant, and energetic actors once avenues for action emerge“ (Sen/Grown 1988: 89). Um arme Frauen derart hoffnungsfroh als primordiale Akteurinnen feministischer Entwicklungsprozesse darstellen zu können, müssen die DAWN-Autorinnen zunächst mit einer anderen Darstellung bezüglich armer Frauen aufräumen: nämlich der, daß diese in der Regel konservativ seien, da zur traditionellen Frauenrolle in weiten Teilen des Südens die Weitergabe und damit Bewahrung überlieferter kultureller Muster zähle. Am Beispiel verschiedener Zusammenschlüsse von armen, im informellen Sektor tätigen Frauen weisen sie dieses Bild vehement zurück als „myth prevalent in trade unions and bureaucratic circles that women are inherently more conservative in their consciousness, and therefore more difficult to organize“. Ihrer Meinung nach ist genau das Gegenteil der Fall: „It is the male family and union members who tend to be more conservative and concerned about their own privileges when the subject of women’s participation in collective organizations is raised.“ (Sen/Grown 1988: 37)

Die Arbeit von Frauen in politisch-emanzipatorischen Organisationen trifft schon den Kern der Vorstellungen, die DAWN über die Umsetzung der eigenen Entwicklungsvisionen hegt. Bevor ich hierauf eingehe, werde ich mich jedoch zunächst dem Feminismuskonzept zuwenden, das im Manifest formuliert ist; denn zum Verständnis der Genese der DAWNschen Entwicklungsstrategien ist es von zentraler Bedeutung.

4.1.2 DAWNs Feminismus-Konzept

Das Feminismus-Konzept der DAWN-Gruppe schließt sich an ihre Diagnose der Lebensumstände armer Frauen nahtlos an: erstens umfaßt es politische Kämpfe gegen Unterdrückungsverhältnisse aller Art, unter denen Frauen als Frauen leiden, beschränkt sich also nicht auf eine anti-patriarchalische, anti-sexistische Komponente; zweitens ist es von der Annahme geleitet, daß eine Vielfalt von Feminismus-Konzeptionen nötig ist, um den unterschiedlichen Unterdrückungs-

erfahrungen von Frauen gerecht werden zu können. Einen gemeinsamen Kern schreibt DAWN diesen unterschiedlichen Konzepten dennoch zu: „Beneath this diversity, feminism has as its unshakeable core a commitment to breaking down the structures of gender subordination and a vision for women as full and equal participants with men at all levels of societal life“ (Sen/Grown 1988: 79).

Wichtig zum Verständnis dieser auf den ersten Blick liberalfeministisch anmutenden Programmatik ist DAWNs Ansicht, eine bloße Gleichstellung von Frauen unter Beibehaltung bestehender politischer und ökonomischer Verteilungsstrukturen reiche *nicht* aus, um dieses Ziel zu erreichen - besonders, wenn es um arme Frauen geht:

„For many women, problems of nationality, class, and race are inextricably linked to their specific oppression as women. Defining feminism to include the struggle against all forms of oppression is both legitimate and necessary. In many instances gender equality must be accompanied by changes on these other fronts.“ (Sen/Grown 1988: 19)

Wer soll nun entscheiden, welche Aspekte und Elemente jeweils wichtig sind? Die Meinung der DAWN-Frauen an diesem Punkt ist klar: „There is and must be a diversity of feminisms, responsive to the different needs and concerns of different women, and *defined by them for themselves*.“ (Sen/Grown 1988: 18f.) Feminismus versteht DAWN als politische Bewegung, und wie in allen Spielarten von Identitätspolitik ist die Herausbildung und Vertretung einer spezifischen Gruppenidentität schon Teil des emanzipatorischen Prozesses. Folgerichtig wird formuliert: „*Self-definition* is a key ingredient to relevant political action.“ (Sen/Grown 1988: 80) Hat dieser Prozeß der Selbstdefinition⁹³ stattgefunden, sind diverse politische Strategien und Koalitionen möglich:

„A recognition of diversity in issues and methods allows women to work for change within existing structures or to work to transform those structures. (...) It makes it possible to form alliances with other organizations, to assert the need for autonomy, or to work within existing organizations as appropriate. It enables women to link the struggle against gender subordination to those against national, racial, and class oppression where these issues are bound together, and depending on the politics and potential of other organizations.“ (Sen/Grown 1988: 80)

⁹³ Monika Neitzke übersetzt '*self-definition*' in der bereits erwähnten deutschsprachigen Kurzfassung des DAWN-Papiers mit 'Selbstbestimmung' (DAWN 1987: 149). Meiner Meinung nach geht jedoch in dieser Übersetzung ein wesentlicher Bedeutungsgehalt verloren: derjenige der Repräsentation, wie ihn Gayatri Spivak angesprochen hat. Ich werde im weiteren Verlauf dieses und des nächsten Abschnitts diesen Punkt wiederaufgreifen.

DAWN grenzt sich mit diesem Konzept auf zweifache Weise von westlichen, liberalen *sisterhood*-Modellen ab. Zunächst, indem es wie (fast) alle feministischen Ansätze von persönlichen Erfahrungen ausgeht, dabei jedoch betont, daß Erfahrungen armer Frauen im Süden deutlich andere sind als diejenigen westlicher liberaler Feministinnen, die für ihre Gleichstellung in Strukturen kämpfen, die sie bis auf ihre eigene Ausgrenzung in der bestehenden Form für gut halten.⁹⁴ Der zweite Punkt besteht in DAWNs expliziter Ablehnung eines monolithischen Feminismuskonzepts: „While gender subordination has universal elements, feminism cannot be based on a rigid concept of universality that negates the wide variation of women’s experiences.“ (Sen/Grown 1988: 18). Obwohl die DAWN-Frauen am *sisterhood*-Begriff festhalten, unterscheidet sich ihre Variante von globalem Feminismus radikal von derjenigen, die Chandra Mohanty und Gayatri Spivak so vehement kritisiert haben. DAWNs *sisterhood*-Gedanke beruht nicht auf einer gemeinsamen Ausgangssituation von Frauen, sondern auf einem gemeinsamen Ziel; er ist aktionsorientiert und fußt auf der Anerkennung von Differenzen. „Sisterhood“, schreibt DAWN, „is not an abstract principle; it is a concrete goal that must be achieved through a process of debate and action“ (Sen/Grown 1988: 24). Die Bereitschaft zu diesem Prozeß leiten die DAWN-Frauen aus einer moralischen Haltung ab, die sie als „true ethos and potential“ der Frauenbewegung bezeichnen: „an ethos that respects diversity, breaks down hierarchies and competition, and fosters sharing and reciprocity.“ (Sen/Grown 1988: 11) Dieses Ethos könne, so die Autorinnen, „from women’s daily lives“ abgeleitet werden (Sen/Grown 1988: 79).

Die Verbindung zwischen dem Feminismus-Konzept des DAWN-Netzwerks und seinen Forderungen bezüglich gelingender Entwicklungsprozesse ist stringent. Entwicklung soll dazu dienen, feministische Anliegen durchzusetzen: „Our vision of feminism has at its very core a process of economic and social development geared to human needs through wider control over and access to economic and political power.“ (Sen/Grown 1988: 20) Schon im Feminismuskonzept besteht der Umgang mit der Diagnose, daß sich Frauen und ihre Lebenssituationen grundsätzlich unterschieden, darin, für Selbstdefinitionsprozesse auf der Mikroebene zu plädieren. Analog dazu setzen sich die DAWN-Frauen für Entwicklungsprozesse ein, über die nach demselben Verfahren beschieden wurde: Entwicklungsstrategien, so DAWN, müssen zunächst innerhalb der Frauenbewegung und in feministischen Basisorganisationen diskutiert werden.⁹⁵

⁹⁴ Vgl. Sen/Grown 1988: 24.

⁹⁵ Vgl. Sen/Grown 1988: 82.

4.1.3 'Entwicklung' im DAWN-Manifest

Um eigene Entwicklungsstrategien zu entwickeln, diskutiert DAWN zunächst die wichtigsten Varianten bereits durch- und umgesetzter Entwicklungskonzeptionen, die während der Frauendekade zumindest vorgeblich genau das bewirken sollten, was DAWN selbst fordert: eine grundlegende Verbesserung der Situation armer Frauen. Wie bereits berichtet, fällt DAWNs Beurteilung des Erfolgs der Entwicklungsprozesse, die diesen Konzeptionen folgten, negativ aus: der Zugang von Frauen zu ökonomischen Ressourcen, Einkommen und Beschäftigung verschlechterte sich relativ, ihre Arbeitsbelastung erhöhte sich, und ihr Gesundheits-, Ernährungs- und Bildungsstand sank.⁹⁶ Die Integrationsstrategie des WID-Ansatzes, der während der Dekade vorherrschte, beurteilt DAWN als nicht weitreichend genug. Sie sei zwar imstande gewesen, Frauen zu „skills, training, experience, and a sense of power that they would have otherwise found difficult to obtain“ zu verhelfen, doch sie fand immer eingebettet in die Grundbedürfnisstrategie und später in Strukturanpassungsmaßnahmen statt - beiden bescheinigt DAWN negative Auswirkungen auf die Situation armer Frauen. DAWNs wesentlicher Kritikpunkt den Integrationsstrateginnen gegenüber lautet demnach auch, daß jene davon ausgingen, die durchgeführten Entwicklungsmaßnahmen seien den Armen grundsätzlich zuträglich, und das Hauptproblem sei die Marginalisierung von Frauen in diesen grundsätzlich guten Maßnahmen.⁹⁷ DAWN vertritt in diesem Punkt die gegenteilige Meinung.

DAWNs Kritik an der beobachteten Umsetzung der Grundbedürfnisstrategie bezieht sich vordringlich auf die Tatsache, daß diese sich - zumindest in den Vorgaben der Weltbank - in der Vergabe von Kleinkrediten erschöpfte, die eine Marktintegration der Armen befördern sollten. DAWNs Kritik der Grundbedürfnisstrategie paßt sich ein in die Kritik der Gruppe an der kapitalistischen Weltwirtschaftsordnung und erstreckt sich auf drei Aspekte: Erstens, so DAWN, mißachte der Ansatz die Effekte der durch ihn beförderten Kommerzialisierung, die aufgrund bestehender struktureller Ungleichheiten äußerst negativ für die Armen ausfielen. Zweitens sei er nicht auf strukturelle Veränderungen der ungleichen Land- und Ressourcenverteilung angelegt. Drittens schließlich sei er bezogen auf Projektidentifizierung, -planung und -durchführung im Sinne hierarchischer Strukturprinzipien von oben nach unten - *top-down* - angelegt.⁹⁸

⁹⁶ Vgl. Sen/Grown 1988: 28.

⁹⁷ Vgl. Sen/Grown 1988: 46.

⁹⁸ Vgl. Sen/Grown 1988: 38f.

Strukturanpassungsmaßnahmen begannen in größerem Stil erst Mitte der 80er Jahre, weshalb die DAWN-Frauen in ihrer Diskussion dieses Ansatzes spekulativ verfahren. Während sie sich bezogen auf Beschäftigungsmöglichkeiten für Frauen in ihrer Einschätzung vorsichtig verhalten haben, haben sie zumindest von den erwarteten Auswirkungen der Kürzungen im Sozialbereich, dem Gesundheits- und dem Erziehungswesen ein deutlich negatives Bild gezeichnet. Auch hier umfaßt ihre Kritik drei Aspekte: Erstens werde sich die Arbeitsbelastung der Frauen erhöhen, da sie versuchen müßten, die Kürzungen durch Mehrarbeit aufzufangen. Zweitens werde sich vermutlich ihr Gesundheitszustand und Bildungsgrad verschlechtern, da Frauen im Regelfall für die Grundbedürfnisbefriedigung ihrer Familien zuständig seien und daher unter steigendem Druck stünden, bei Einbußen in diesem Bereich als erste kürzerzutreten. Drittens schließlich werde der Schulbesuch von Mädchen abnehmen, da diese zunehmend zum Familieneinkommen würden beitragen müssen.⁹⁹

All diese Aspekte betreffen zunächst die materielle Lage von Frauen. Gleichzeitig verweisen sie jedoch darauf, daß die Möglichkeiten von Frauen sinken werden, den Erwartungen bezogen auf die Versorgung ihrer Familien gerecht zu werden, denen sie sich in vielen Gesellschaften ausgesetzt sehen. Da die Erfüllung dieser Erwartungen oft den gesellschaftlichen Status der Frauen bestimmt, ist als Effekt einer Verschlechterung der materiellen Lage auch eine Verschlechterung des gesellschaftlichen Status armer Frauen zu erwarten.

Am Beispiel der Katastrophenhilfe verdeutlichen die DAWN-Autorinnen einen anderen Aspekt ihrer Kritik an herkömmlichen Entwicklungsmodellen. Ging es vorher eher um materielle Auswirkungen dominanter Entwicklungsstrategien, betrifft dieser Punkt eher die kulturelle, symbolische Dimension. In Übereinstimmung mit Argumenten Mohantys und Shresthas kritisiert DAWN, daß Hilfsmaßnahmen Abhängigkeiten produzierten und ihre EmpfängerInnen viktimisierten: „Relief agencies often disrupt existing social mechanisms for coping with disasters, foster external dependence rather than self-reliance and treat the poor (those usually affected most severely by disasters) as helpless victims“, heißt es im Manifest (Sen/Grown 1988: 56).

Der Alternativentwurf, den DAWN gegen dominante Entwicklungsparadigmen entwickelt, setzt woanders an. Woanders als Katastrophenhilfe und auch woanders als die Ansätze der WID-Strateginnen, die ein gut Teil ihrer Innovationskraft in innerinstitutionellen Auseinandersetzungen um möglichst tragfähige

⁹⁹ Vgl. Sen/Grown 1988: 147.

Integrationsstrategien verausgaben müssen und darüber - nach Ansicht DAWNs - einen kritischen Blick auf die problematischen Entwicklungsansätze, auf deren Grundlage sie als Integrationsbefürworterinnen agieren müssen, vermissen lassen. Für DAWN sind gelingende Entwicklungsprozesse nicht primär der Effekt erfolgreichen Handelns ausländischer „Dienstleistungsunternehmen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit“ - so bezeichnet sich beispielsweise die GTZ in einem Faltblatt -, sondern aufs engste verknüpft mit Emanzipationsbestrebungen und zum Teil radikalen politischen Kämpfen an der Basis. „It must be remembered“, schreibt DAWN, „that for poor Third World women, peace and struggle against violence cannot be divorced from the struggle for basic needs, economic justice, national liberation and a development oriented toward these goals“ (Sen/Grown 1988: 74).

Politische Kämpfe und widerständiges Handeln insbesondere armer Frauen sind dementsprechend die Grundlage des globalen Zukunftsentwurfs, den DAWN als richtungsweisende Vision für alternative Entwicklungsbestrebungen formuliert hat. Arme Frauen sollen dabei die primären Akteurinnen der Entwicklungsanstrengungen sein; und, so DAWN, „since poor women are the central actors on our stage, both poverty and gender subordination must be transformed by our vision“ (Sen/Grown 1988: 80).

Die Passage in *Development, Crises and Alternative Visions*, in der diese Vision formuliert wird, ist wahrscheinlich die bekannteste des gesamten Textes. Deshalb möchte ich sie auch hier noch einmal zitieren. DAWN schreibt:

„We want a world where inequality based on class, gender, and race is absent from every country, and from the relationships among countries. We want a world where basic needs become basic rights and where poverty and all forms of violence are eliminated. Each person will have the opportunity to develop her or his full potential and creativity, and women’s values of nurturance and solidarity will characterize human relationships. In such a world women’s reproductive role will be redefined: child care will be shared by men, women, and society as a whole. We want a world where the massive resources now used in the production of the means of destruction will be diverted to areas where they will help to relieve oppression both inside and outside the home. This technological revolution will eliminate disease and hunger, and give women means for the safe control of their fertility. We want a world where all institutions are open to participatory democratic processes, where women share in determining priorities and making decisions. (...) Only by sharpening the links between equality, development, and peace, can we show that the ‘basic rights’ of the poor and the transformation of the institutions that subordinate women are inextricably linked. They can

be achieved together through the self-empowerment of women.“
(Sen/Grown 1988: 80ff.)

Self-empowerment von Frauen ist sowohl Weg als auch Ziel in diesem visionären Entwurf. Und obwohl er in seiner Reichweite nahezu utopisch erscheint - zumindest dann, wenn man der Hoffnung auf das Kommen einer herrschaftsfreien, entgültig befriedeten Welt skeptisch gegenübersteht -, nimmt er in der Entwicklungskonzeption, die DAWN entwirft, mehr ein als bloß die Rolle eines richtungsweisenden, doch unerreichbar erscheinenden Fluchtpunktes für politisches Handeln. DAWN formuliert sowohl Strategien als auch Methoden, die eine Umsetzung der Vision ermöglichen sollen.

Bezogen auf Strategien unterscheidet die Gruppe zwischen langfristigen und kurzfristigen Strategien. Langfristige Strategien sollen auf systemische, strukturelle Veränderungen abzielen und die Verantwortlichkeit der Regierungen für ihre Entscheidungen gegenüber den Gesellschaften fördern. Kurzfristige Strategien sollen dazu dienen, auf gegenwärtige Krisen zu reagieren und gleichzeitig Erfahrungen zu sammeln, die auf dem Weg zur neuen Ära, zur Erreichung der Vision, dienlich sein könnten. Um effektiv zu sein, müßten alle Strategien ökonomische, politische, rechtliche sowie kulturelle Aspekte umfassen.¹⁰⁰

Die langfristigen Strategien sollten nach DAWN die Bedürfnisse der Armen und damit besonders diejenigen armer Frauen ins Zentrum des Interesses aller ökonomischen Entwicklungsanstrengungen rücken. Damit ein solch fundamentaler Wandel möglich wird, müssen bestimmte strukturelle Voraussetzungen erfüllt sein; diese zu erreichen, ist ebenfalls Aufgabe der langfristigen Strategien. In ihrem Text nennen die DAWN-Frauen vier solcher Voraussetzungen:

- Die nationale Befreiung von kolonialer und neokolonialer Herrschaft sowie *self-reliance* auf nationaler Ebene, die sich zumindest auf die Grundversorgung erstrecken soll; in vielen Fällen werde das die Abkehr von der Exportorientierung der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion erfordern;
- die weltweite Reduktion von Rüstungsausgaben und der Nutzung von Ressourcen für militärische Zwecke;
- die Kontrolle über multinationale Konzerne;
- tatsächliche Landreformen;

wobei die letzten drei Aspekte durchaus zur Durchsetzung des ersten beitragen.

Die Vorgehensweise, die DAWN zur schrittweisen Erreichung dieser Zwischenziele empfiehlt, ist postkolonialen Subversionsstrategien nicht unähnlich: DAWN

¹⁰⁰ Vgl. Sen/Grown 1988: 82 u. 85.

empfiehlt, aus der Lücke heraus zu agieren, die sich zwischen den Interessen derjenigen ergibt, die den DAWNschen Visionen und langfristigen Zielen abgeneigt sind: international mächtige Staaten, multinationale Konzerne und herrschende Klassen im Inland. DAWN schreibt: „Since forces arrayed against us are by no means monolithic in their interests and aims, we must learn to use these differences strategically.“ (Sen/Grown 1988: 85) Zur Erläuterung dieses Vorgehens führen die Autorinnen exemplarisch mehrere Fälle an, in denen Berichte und Entwicklungspläne mehrerer Institutionen - z.B. der nationalen Regierung, der US-Regierung, der Weltbank - gleichzeitig vorlagen und bezogen auf die oben genannten vier Punkte unterschiedlich weitreichende Forderungen stellten. Frauen sollten in solchen Fällen massiv denjenigen konkurrierender Reporte unterstützen, der den DAWN-Zielen und damit den Interessen armer Frauen am ehesten entspricht.

Hinsichtlich der kurzfristigen Strategien schlägt DAWN beispielsweise die Förderung diversifizierter landwirtschaftlicher Produktionsweisen vor, die langfristig zu einem Gleichgewicht zwischen Export- und Subsistenzproduktion führen könnten. Ein weiterer Punkt ist die Organisation und Unterstützung von Arbeiterinnen sowohl in der Industrie als auch im informellen Sektor.¹⁰¹

Durchgesetzt werden sollen diese Strategien laut DAWN von Frauenorganisationen und ähnlichen Gruppen. Die DAWN-Frauen stellen sich dabei Koalitionen und Zusammenschlüsse auf verschiedenen Ebenen vor: der regionalen, der nationalen und der globalen Ebene. Sie identifizieren vier zentrale Aktivitätsfelder im Entwicklungsprozeß: politische Mobilisierung, rechtliche Veränderungen, Bewußtseinsbildung und Volksbildung.

In einem vorläufigen Versuch, die Frage nach der für diese Zwecke am besten geeigneten Organisationsform zu beantworten, diskutiert DAWN sechs Typen von Frauenorganisationen.¹⁰² Zur Beurteilung dieser Organisationsmodelle hinsichtlich ihrer Tauglichkeit für *empowerment*-Prozesse identifiziert DAWN zunächst institutionelle Voraussetzungen, die Organisationen erfüllen müssen, um einerseits selbst ermächtigt werden zu können und andererseits der Ermächtigung ihrer Mitarbeiterinnen dienen zu können. Diese Voraussetzungen sind einerseits Ressourcen wie finanzielle Mittel, Wissen und Technologie, außerdem fachliche Weiterbildungsmöglichkeiten und die Ausbildung von Führungskräften; andererseits, ebenso wichtig, demokratische Prozesse, Dialogbereitschaft, Teilhabe an

¹⁰¹ Vgl. Sen/Grown 1988: 85f.

¹⁰² Vgl. Sen/Grown 1988: 90ff.

Policy-Formulierung und politischen Entscheidungsprozessen sowie Techniken zur Konfliktbewältigung.¹⁰³

Während die erstgenannten Voraussetzungen eher auf eine starke Durchsetzungskraft in verschiedenen politischen Arenen gemünzt sind, betreffen die zuletztgenannten vor allem das persönliche *empowerment* derjenigen Frauen, die in diesen Organisationen arbeiten. Eine offene, demokratische Struktur soll nach Ansicht der DAWN-Frauen nicht zuletzt dazu dienen, sozialen und familialen Druck, dem Frauen *aufgrund* ihrer Ermächtigung ausgesetzt sein können, aufzufangen. Sie erklären:

„Within organizations, open and democratic processes are essential in empowering women to withstand the social and family pressures that result from their participation. Thus the long-term viability of the organization, and the growing autonomy and control by poor women over their lives, are linked through the organization’s own internal processes of shared responsibility and decision making.“ (Sen/Grown 1988: 89)

Mit der Identifikation dieser Voraussetzungen grenzt sich DAWN explizit von den Kriterien ab, die Geberorganisationen der traditionellen Entwicklungszusammenarbeit zur Beurteilung der Finanzierungswürdigkeit potentieller Partnerorganisationen anlegen. Mit Nachdruck betont das Kollektiv:

„Our classification does not pretend to be exhaustive. Nor is it done from the usual viewpoint of donor agencies that wish to know which groups are the most suited to receive funding. It is done rather from the desire to build and strengthen our own movements and networks, that is, from the perspective of empowerment.“ (Sen/Grown 1988: 90)

Empowerment bezieht sich mithin längst nicht nur auf die Position der zu ermächtigenden Frauen im Geschlechterverhältnis, auch wenn dieser Punkt eine zentrale Komponente darstellt. *Empowerment* impliziert auch eine explizite Distanzierung von herkömmlichen Entwicklungsprojekten und legt statt dessen das Gewicht auf Bewegungen und Netzwerke, die ohne Hilfe von außen entstanden sind. DAWNs Einschätzung der sechs verschiedenen Organisationstypen entspricht dieser Programmatik:

- Traditionellen, dienstleistungsorientierten Organisationen wie zum Beispiel dem *Christlichen Verein Weiblicher Jugend*¹⁰⁴ bescheinigt die Gruppe „valuable functions in the areas of women’s education, health, and related services“. Sie

¹⁰³ Vgl. Sen/Grown 1988: 89.

¹⁰⁴ Dieser weltweit tätige Zusammenschluß christlicher Frauen- und Mädchenvereine ist am bekanntesten unter seinem englischen Kürzel YWCA, das für *Young Women's Christian Association* steht.

wiesen allerdings drei Schwächen auf: ihre Ausrichtung auf Frauen der Mittel- und Oberschicht, eine hierarchische Binnenstruktur und das Fehlen einer radikal-emanzipatorischen politischen Orientierung (Sen/Grown 1988: 89).

- Parteiorganisationen beschreibt DAWN als stark variierend und schwierig einschätzbar; in Bezug auf eher sozialistisch orientierte Organisationen hebt DAWN einerseits deren Potential zur Organisierung von Arbeiterinnen aufgrund des einschlägigen parteieigenen Know-Hows hervor, spricht jedoch andererseits deren Problem an, kaum autonom handeln zu können und aufgrund der feministischen Orientierung ständig Gefahr zu laufen, der Spaltung der Parteiinteressen bezichtigt zu werden.¹⁰⁵
- Arbeiterinnenorganisationen, also Gewerkschaften einerseits und Zusammenschlüsse wie die indische *Self Employed Women's Association* (SEWA) andererseits, schätzt DAWN sehr positiv ein: auch diejenigen unter ihnen, die sich nicht als explizit feministisch verstehen, hätten die Bedeutung von Geschlechter- und Klassenfragen im Leben armer Frauen erfaßt. Erfahrungen und Potential dieser Organisationen hält DAWN daher für „encouraging, although their resource position may be weak, reflecting the poverty of their members“ (Sen/Grown 1988: 91). DAWN bescheinigt Organisationen diesen Typs außerdem sehr viel Erfolg dabei, arme Frauen in ihrer persönlichen Lebenssituation im Sinne von *empowerment* zu bestärken.
- Organisationen, die während der Frauendekade aufgrund von Fremdfinanzierung entstanden sind wie beispielsweise Handwerks- oder Kreditkooperativen, schätzt DAWN als die schwächsten im Sextett ein. Viele von ihnen hätten keine gewachsene historische Verankerung und darüber hinaus kaum organisatorische oder finanzielle Möglichkeiten jenseits der spezifischen Projekte, zu deren Durchführung sie gegründet wurden. Einigen dieser Organisationen bescheinigt DAWN zusätzlich eine hierarchische Binnenstruktur und einen Mangel an Verständnis für die spezifischen Probleme armer Frauen.¹⁰⁶
- Feministische Basisorganisationen wie zum Beispiel Frauenhäuser und Rechts-hilfevereine für Frauen schätzt DAWN prinzipiell positiv ein. Allerdings litten sie oft unter finanziellen Schwierigkeiten und seien bezogen auf Mitgliedschaft und Perspektive vornehmlich an städtischen Mittelschichten orientiert.¹⁰⁷
- Forschungseinrichtungen, die bemüht sind, ihre Ergebnisse an die Basis rückzubinden und sozialen Bewegungen zugute kommen zu lassen, bewertet DAWN positiv. Allerdings sollten sie sich der Aufgabe stellen, Strukturen und Methoden

¹⁰⁵ Vgl. Sen/Grown 1988: 91.

¹⁰⁶ Vgl. Sen/Grown 1988: 91f.

der Rechenschaftspflicht (*accountability*) sowohl Aktionsgruppen als auch ihren Forschungssubjekten gegenüber zu entwickeln: „perhaps through stronger policy linkages or direct services“ (Sen/Grown 1988: 92f.).

Zusätzlich zu diesen sechs Typen von Frauenorganisationen nehmen die DAWN-Autorinnen auf positive Weise auf unterschiedliche Frauenbewegungen Bezug. Zu diesen Bewegungen zählen Gruppen, die sich um Grundbedürfnisse wie Wasser und Brennstoff kümmern ebenso wie Aktionsgemeinschaften gegen Sextourismus. Es handelt sich also um punktuell an Sachfragen orientierte Bewegungen und nicht so sehr um Zusammenschlüsse aufgrund der Annahme einer geteilten weiblichen Identität oder Unterdrückungserfahrung. Sowohl untereinander als auch mit Frauenorganisationen unterschiedlichen Typs sind diese Bewegungen in Netzwerken und Bündnissen zusammengeschlossen. DAWN beschreibt die Stärke dieser Bewegungen als „flexibility and unity of purpose“ (Sen/Grown 1988: 93). Als Schwäche benennt DAWN das Fehlen klarer organisatorischer Strukturen, betont jedoch, dass sich gerade dieses Merkmal in Zeiten politischer Repression als Stärke erweisen kann.¹⁰⁸

Gut zehn Jahre nach dem Erscheinen des DAWN-Manifests, in einem Papier zur Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking, hat DAWN die früheren Ansichten bestätigt, die früheren Forderungen wiederholt. Das Positionspapier *Das Erreichte Sichern und ins 21. Jahrhundert Vorwärtsgen*¹⁰⁹ liest sich wie eine aktualisierte Fassung des älteren Textes: DAWN kritisiert die *Gender*-Strategien der Entwicklungsorganisationen und wendet sich vehement gegen die Dominanz des Marktes in Zeiten des Neoliberalismus. Der Tonfall allerdings ist schärfer geworden¹¹⁰:

„...In dieser Situation können Frauen nicht mit Brosamen wie ‘Einbeziehung’, ‘Beteiligung’, ‘Integration’, ‘gender-Bewußtsein’ usw. abgefunden werden. Wir können ein Weltsystem, das auf unserer Herabminderung und Ausbeutung gründet, nicht akzeptieren. Dennoch wird uns eingeredet, wir hätten keine Alternative, als unseren Platz in der internationalen Wirtschaftsordnung zu akzeptieren. Wir bezeichnen das als ‘wirtschaftlichen Faschismus’, weil es sich dabei um eine inhumane wirtschaftliche Struktur handelt, die das Leben von Frauen und Armen verkrüppelt, beschneidet und dem Diktat der Marktkräfte anpaßt. Wir sind überzeugt, daß das Leben von Menschen nicht dem

¹⁰⁷ Vgl. Sen/Grown 1988: 92.

¹⁰⁸ Vgl. Sen/Grown 1988: 93.

¹⁰⁹ Siehe DAWN 1995.

¹¹⁰ Leider liegt mir lediglich eine Übersetzung des Papiers vor. In meiner Einschätzung habe ich mich daher darauf verlassen, daß die Übertragung ins Deutsche einigermaßen akkurat erfolgte.

Profitstreben unterworfen werden darf und daß Armut eine Verletzung aller Rechte darstellt.“ (DAWN 1995: 112)

Bezogen auf die Weltfrauenkonferenz in Peking selbst beziehen die DAWN-Frauen interessanterweise eine ähnliche Position wie Gayatri Spivak: Die Konferenz, sagen sie, sei „zum Austragungsort für den Streit darüber geworden, wer das Recht hat, über Frauen zu sprechen“ (DAWN 1995: 113).

4.2 Mosers Gender-Planung

Strategic gender needs are often identified as 'feminist', as is the level of consciousness required to struggle effectively for them. Practical gender needs, in contrast, are those that are formulated from the concrete conditions women experience. Unlike strategic gender needs they are formulated directly by women in these positions, rather than through external interventions.
Moser¹¹¹

Obwohl Caroline Moser, ranghohe Entwicklungsexpertin in den Diensten der Weltbank, Aspekte von DAWNs *empowerment*-Konzept in ihre Konzeption von Gender-Planung aufnimmt, unterscheiden sich die beiden Texte, DAWNs *Development, Crises and Alternative Visions* und Mosers *Gender Planning and Development* grundlegend.

Während das DAWN-Manifest als politisches Positionspapier beschrieben werden kann, legt Moser ein Planungsverfahren vor, das vor allem im Kontext der Arbeit staatlicher Entwicklungsorganisationen aus dem Norden zur Anwendung kommen soll. Während DAWN Visionen einer gerechteren Welt formuliert, ist Moser um Handlungsleitlinien für Gender-Trainerinnen und die Durchsetzung von Gender-Belangen in hierarchisch strukturierten Entwicklungsplanungsbürokratien bemüht. Dabei erscheinen die Anliegen, die laut DAWN und Moser der Verfassung ihrer Texte zugrunde lagen, auf den ersten Blick sehr ähnlich. Das Ziel von Gender-Planung ist nach Moser „the emancipation of women from their subordination, and their achievement of equality, equity, and empowerment“ (Moser 1993: 1). Der Entwicklung von Gender-Planung als eigenständiger entwicklungspolitischer Planungstradition schreibt Moser in dreifacher Hinsicht eine besondere Wichtigkeit zu:

„Probably of greatest importance is the urgent need to inform policy, through the formulation of gender policy at international, national and

¹¹¹ Moser 1993: 39f.

NGO levels, as well as its integration with sectoral planning. In addition, it is needed to ensure the development of more appropriate - that is, gender-aware - planning procedures. Finally, it can assist in the clarification of both technical and political constraints in the implementation of planning practice.“ (Moser 1993: 10)

Mosers Buch ist der Versuch, eine solche neue Planungstradition zu etablieren.¹¹² Den Grund dafür, daß eine solche Unternehmung wichtig sei, erklärt Moser mit dem mangelhaften Erfolg der um Frauenförderung bemühten WID-Strategien: „The ‘WID business’“, sagt sie, „is now in crisis“ (Moser 1993: 10f.).

Moser und DAWN vereint, daß sie den WID-Ansatz kritisieren und um eine Alternative bemüht sind. In allem, was über dieses grundsätzliche Anliegen hinausgeht, unterscheiden sich die beiden Texte jedoch entscheidend.¹¹³ Die Unterschiede beginnen bereits bei der eingenommenen Perspektive. Mosers Ansatzpunkt sind Planungsprozesse. Während sich die Autorinnen des DAWN-Manifests bemüht haben, die Perspektive armer Frauen einzunehmen, also ‘von unten’ zu schreiben, und dieses Vorgehen inhaltlich begründen, argumentiert Moser unreflektiert - zumindest ohne eine explizite Reflexion dieses Standpunktes in ihrem Text - aus ihrer Perspektive der Expertin und Planerin einer sogenannten Geber-Organisation heraus, somit ‘von oben’. Aus diesem Perspektiven-Unterschied ergeben sich weitere wichtige Differenzen zwischen beiden Texten. Sie beginnen bei der verwendeten Sprache - während DAWN über eine neue Ära und den geschrumpften, vergifteten Kuchen nachdenkt, schreibt Moser von praktischen und strategischen Gender-Bedarfen¹¹⁴ und externen Planungs-Interventionen - und reichen mitten in die respektiven Konzeptionen von Frauen, Feminismus und Entwicklung hinein.

Mit ihrem Konzept der Gender-Planung, das auf eine Transformation von Geschlechterverhältnissen abzielt, geht Moser explizit über genderbewußte Planung, die lediglich Geschlechterverhältnisse in herkömmlichen Planungsverfahren mitzuberücksichtigen bestrebt ist, hinaus. Während sie herkömmliche Planungsverfahren mit der Begründung, sie seien für eine wirkliche Verbesserung der Lage

¹¹² Bereits 1984, also neun Jahre vor Erscheinen des Textes, begann Moser damit, *Gender-Planning*-Trainings-Kurse anzubieten, die auf denselben inhaltlichen Grundlagen aufbauen, die sie in ihrem Buch darlegt. Die Verbreitung ihrer Ideen in entwicklungspolitischen PlanerInnenkreisen stützt(e) sich damit nicht auf ihr Buch allein.

¹¹³ Daß *empowerment* bei DAWN etwas anderes ist als bei Moser, soll sich im weiteren Verlauf dieses Kapitels zeigen.

¹¹⁴ "Bedarfe" ist die zwar unschöne, doch in entwicklungspolitischen Kontexten mittlerweile gängige Übersetzung dessen, was Moser "needs" nennt.

von Frauen untauglich, ablehnt, bleibt sie den in ihrem Umfeld gängigen Entwicklungsparadigmen, zum Beispiel demjenigen, daß Entwicklung im Süden von Geberorganisationen geplant werden soll, weitgehend treu.¹¹⁵ Die Schwerpunkte, die Moser bei der Ausarbeitung ihres Konzeptes setzt, entsprechen dieser Einstellung. Mosers Text *Gender Planning and Development* besteht aus zwei Teilen. In einem ersten Teil, der etwa ein Drittel des Gesamtumfangs ausmacht und mit *Conceptual Rationale for Gender Planning in the Third World* überschrieben ist, legt sie ihre Einschätzung der Situation von Frauen im Süden dar und diskutiert die verschiedenen Policy-Strategien, die seit der Entdeckung von Frauen in entwicklungspolitischen Prozessen vorgelegt wurden.¹¹⁶ In diesem Teil führt Moser außerdem die Unterscheidung zwischen praktischen und strategischen Gender-Bedarfen ein, die das Kernstück ihres Gender-Planungsansatzes ausmachen. Der weitaus größere zweite Teil des Buches mit dem programmatischen Titel *The Gender Planning Process and the Implementation of Planning Practice* ist der Implementierung von Gender-Planung auf den verschiedensten Ebenen von Entwicklungsplanungsverfahren gewidmet. In diesem Teil diskutiert Moser zunächst Planungsverfahren herkömmlicher Art. Vor diesem Hintergrund führt sie sodann ihr eigenes Gender-Planungsmodell ein. Sie diskutiert außerdem Erfahrungen mit innerinstitutionellen Umsetzungsstrategien von Gender-Planung, die sich zwischen dem Eintreten für eigene Strukturen auf der einen Seite und dem sogenannten *mainstreaming* von Gender in allen Bereichen der Organisation auf der anderen Seite bewegen. In weiteren Kapiteln geht Moser auf die Operationalisierung von Gender-Planung in den verschiedenen Phasen entwicklungspolitischer Projektplanung ein, setzt sich mit Gender Training auseinander und erörtert in Anlehnung an DAWNs Übersicht von Frauenorganisationen Chancen und Probleme einer Integration von Basisgruppen in Prozesse der Gender-Planung.

4.2.1 'Frauen' in Mosers *Gender Planning and Development*

Ausgangspunkt von Caroline Mosers Beschreibung ihres Gender-Planungsverfahrens sind Planungsverfahren des entwicklungspolitischen *malestreams*. Diesen, beziehungsweise „current policy and practice, based on Western planning theory“, wirft Moser vor, ungeachtet der empirischen Wirklichkeit spezifischer

¹¹⁵ Von diesen Paradigmen, die beispielsweise den Einsatz von ExpertInnen und Entwicklung durch Projekte vorsehen, versucht DAWN abzusehen.

¹¹⁶ Diese Strategien habe ich in der Einleitung kurz beschrieben. Es handelt sich um *welfare*, *equity*, *anti-poverty*, *efficiency* und *empowerment*. Moser führt mit ihrer Kategorisierung eine

Planungskontexte in drei Grundannahmen über die Struktur einkommensschwacher Haushalte verfangen zu sein (Moser 1993: 15):

1. Der Haushalt bestehe aus einer Kleinfamilie mit Mann, Frau und zwei oder drei Kindern;
2. Der Haushalt funktioniere als sozio-ökonomische Einheit und impliziere die Gleichverteilung von Entscheidungsmacht und Ressourcenkontrolle in Haushaltsangelegenheiten zwischen allen erwachsenen Mitgliedern;
3. Im Haushalt bestehe eine klare geschlechtliche Arbeitsteilung: der Mann gehe als Brötchengeber produktiver Erwerbsarbeit außerhalb des Hauses nach, während die Frau als Hausfrau mit reproduktiven Belangen des Haushalts befaßt sei.¹¹⁷

Moser hält diese Annahmen, die insofern die Grundlage der *malestream*-Entwicklungsplanung darstellen, als diese Privathaushalte als kleinste Planungseinheit verwendet, für empirisch falsch. Aus diesem Grund setzt ihr eigenes Verfahren der Gender-Planung eine Stufe tiefer an: nicht beim Haushalt, dessen interne Machtstrukturen auszuleuchten und zu verändern sie bestrebt ist, sondern bei Frauen.

Von einer Anthropologie armer Frauen im Süden sieht Moser ab. An zwei Stellen des Textes¹¹⁸ greift sie allerdings auf Arbeiten Amartya Sens zurück, um fürsorgestatt individualinteressenorientiertes Verhandeln und Verhalten von Frauen in innerfamiliären Ressourcenkonflikten zu beschreiben. Sen konstatiert und problematisiert - nach Mosers Darstellung - Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Wahrnehmung des eigenen Wohlergehens im Vergleich zum Wohlergehen der Familie; da Frauen in dieser Frage weniger egoistisch orientiert seien als Männer, schnitten sie in Konfliktsituationen bezogen auf ihr persönliches Wohlergehen verhältnismäßig schlechter ab.¹¹⁹

Moser bezieht keine klare Stellung gegen eine fürsorgliche Orientierung von Frauen. Da sie jedoch, wie sich im weiteren Verlauf dieses Kapitels noch klarer zeigen soll, im Zuge der Gender-Planung für eine deutliche Restrukturierung innerfamiliärer Machtverhältnisse plädiert, ist anzunehmen, daß sie eine fürsorgliche Orientierung aufgrund ihrer Auswirkung auf innerfamiliäre Verteilungsverhandlungen für problematisch hält. Moser spricht sich in keiner Passage ihres Textes positiv gegenüber einer fürsorglichen Grundhaltung aus. Auch in diesem Aspekt unterscheidet sich ihre Konzeption deutlich von derjenigen DAWNs, die

Klassifikation weiter, die Mayra Buvinic zehn Jahre zuvor vorgenommen hatte und die die ersten drei der bei Moser genannten Ansätze systematisiert. Vgl. Buvinic 1983.

¹¹⁷ Vgl. Moser 1993: 15f.

¹¹⁸ Moser 1993: 25f. und S. 104.

¹¹⁹ Vgl. Moser 1993: 104.

dafür einsteht, weibliche Fürsorge und Solidarität zur Grundlage aller menschlichen Beziehungen zu machen.

Moser spricht in ihrem Text kaum von 'Frauen' im allgemeinen, wie es beispielsweise Differenztheoretikerinnen tun. Vielmehr beschreibt sie die Situation, in der sich einkommenschwache Frauen im Süden befinden. Dabei weist sie mehrfach sowohl auf Differenzen innerhalb spezifischer Gruppen von Frauen als auch auf die Verknüpfung der Unterscheidungskategorie Geschlecht mit anderen sozialen Differenzkategorien hin : „it is important to recognize that women in the target population are not a homogenous group“, sagt sie beispielsweise an einer Stelle (Moser 1993: 168) und merkt an einer anderen an:

„Men and women play different roles in society, with their gender differences shaped by ideological, historical, religious, ethnic, economic and cultural determinants. These roles show similarities and differences between other social categories such as class, 'race', ethnicity and so on. Since the way they are socially constructed is always temporally and spatially specific, gender decisions cannot be read off on checklists.“
(Moser 1993: 3)

Im folgenden werde ich argumentieren, daß Moser in ihrer Beschreibung der Situation von Frauen ihren eigenen Hinweisen auf Differenzen nicht gerecht wird: statt kontextspezifische Analysen partikularer Problemlagen und Handlungsoptionen durchzuführen, heranzuziehen oder wenigstens zu fordern, spricht sie trotz ihrer eigenen Einwände tendenziell wenn nicht von *Frauen*, so doch von einer *Situation* armer Frauen *im allgemeinen*. Differenzierungen setzt sie erst jenseits ihrer grundlegenden, in ihrem Geltungsbereich mindestens auf den gesamten Süden bezogenen Aussagen über die Lebenssituation einkommenschwacher Frauen an. Differenzen reduziert sie somit zu lokalspezifischen oder gar individuellen Ausschmückungen allgemein herrschender Machtstrukturen; die Menschheit teilt sich in Männer und Frauen, das heißt in zwei verschiedene Geschlechterpositionen auf, alle weiteren Differenzen sind zumindest im Kontext von Gender-Planung gegenüber der Kategorie Geschlecht sekundär.

Zu dieser Homogenisierung in Mosers Konzept kommt es aufgrund der konsequenten Operationalisierungen, die sie auf allen Ebenen vornimmt. Moser ist sich der Komplexitätsreduzierungen, die sie durchführt, deutlich bewußt und spricht sie in verschiedenen Kapiteln ihres Buches kurz an.¹²⁰ Als Grundlage einer funktionierenden Planungspraxis hält sie sie allerdings für unbedingt notwendig. Aus diesem Grund kritisiert sie die Tendenz des (angelsächsischen) akademischen

¹²⁰ Vgl. Moser 1993 S. 5; S. 91; S. 176 und S. 213f.

Feminismus seit Mitte der 80er Jahre, Differenzen zwischen Frauen unablässig zu beleuchten:

„The concern of feminist academic research, by its very nature, has been to highlight the complexities of gender relations and divisions of labour in specific socio-economic contexts. It has not been concerned to identify how such complexities might be simplified into methodological tools which enable practitioners to translate gender awareness into practice. (...) This failure to translate the results of research into practice means that many of those committed to integrating gender into their work at policy, programme or project levels still lack the necessary planning principles and methodological tools. This issue is critical: planners require simplified tools which allow them to feed the particular complexities of specific contexts into the planning process.“ (Moser 1993: 5)

Da genau diese Übersetzungsleistung Mosers Anliegen ist, merkt sie - fast entschuldigend - in bezug auf ihr Gender Training gegen Ende des Buches an:

„The purpose of the training is to provide tools, not only for diagnosis, but also for translation into practice. The methodological tools identified simplify the complex theoretical feminist concerns discussed. (...) The purpose of simplification is to translate these concerns into specific interventions in planning practice.“ (Moser 1993: 176)

Ob das Ergebnis der Simplifizierung, die Moser vornimmt, wirklich eine Übersetzung komplexer feministischer Diagnosen ist oder nicht notwendig eine Verkürzung darstellen muß, die mit den ursprünglichen Diagnosen nicht mehr viel gemein hat, ist eine strittige Frage, die mitten in wissenschaftstheoretische Debatten hineinführt und die ich in dieser Arbeit nicht erörtern kann. Im späteren Verlauf dieses Kapitels soll es statt um die wissenschaftstheoretische um die politische Dimension des Moserschen Konzeptes gehen. Ich werde daher an dieser Stelle zunächst darlegen, wie Moser die Situation beschreibt, in der sie Frauen aus prospektiven gender-planerischen Zielgruppen sieht, um dann im nächsten Abschnitt auf ihr Feminismus-Konzept einzugehen, das ebenso wie ihr planerisches Grundanliegen Rückschlüsse auf ihre Darstellung der Situation armer Frauen zuläßt.

Moser beschreibt Frauen als unterdrückt. Die Unterdrückung von Frauen setzt sie zunächst auf einer materiellen, das heißt vornehmlich ökonomischen und rechtlichen Ebene an; Angelpunkt ist die geschlechtliche Arbeitsteilung. Den Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Arbeitsteilung und der Subordination von Frauen erklärt Moser in Anlehnung an feministische Theoriebildung der frühen

80er Jahre mit dem unterschiedlichen Wert, der Frauenarbeit und Männerarbeit beigemessen wird.¹²¹ Moser behauptet:

„It is universally agreed that the central problematic remains the concept of power and its opposite, oppression, articulated in gender relations in terms of the subordination of women to men. Furthermore, it is the gender divisions of labour that are identified, above all, as embodying and perpetuating female subordination. This phenomenon (...) is termed the sexual division of labour.“ (Moser 1993: 28)¹²²

In Abgrenzung gegenüber den oben aufgeführten Grundannahmen traditioneller Entwicklungspläne über die Rolle von Frauen im Haushalt - die Moser als Grundlage von Gender-Planung vehement ablehnt - stützt sie sich auf ein Konzept, das von einer dreifachen Frauenrolle ausgeht: „Gender planning recognizes that in most societies low-income women have a triple role: women undertake *reproductive*, *productive* and *community managing* activities, while men primarily undertake *productive* and *community politics* activities.“ (Moser 1993: 230) Die - genderplanerisch relevante - Situation von Frauen ist nach Mosers Darstellung durch die Arbeit, die Frauen verrichten, definiert.

- Die *reproduktive* Rolle umfaßt Geburt und das Aufziehen von Kindern sowie andere Haushaltsaktivitäten „required to guarantee the maintenance and reproduction of the labour force“ (Moser 1993: 29).¹²³ Moser betont, daß diese Arbeiten stark unterbewertet und oft unsichtbar sind; aus einer Reihe von Resultaten, die sich daraus ergeben, führt sie an, daß aufgrund der fehlenden Demarkationsmöglichkeit zwischen Arbeit und Freizeit und aufgrund der Tatsache, daß der Reproduktionsarbeit die Anerkennung als „richtige“ Arbeit versagt wird, der Arbeitstag von Frauen in den meisten Gesellschaften länger sei als derjenige von Männern.¹²⁴

¹²¹ Vgl. Moser 1993: 29.

¹²² 1993, als Mosers Buch erschien, dreht sich "the predominantly feminist debates in the extensive literature on gender relations", denen Moser die gerade zitierte allgemeine Übereinstimmung entnommen zu haben vorgibt, entgegen ihrer Darstellung in weiten Teilen um Fragen von Identitätspolitik. In einer expliziten Abgrenzung vom Modell von Macht/Herrschaft und Unterdrückung, auf das Moser rekurriert, wurden Anfang der 90er Jahre innerhalb feministischer Theoriebildung überdies verstärkt die Machtkonzeptionen von Hannah Arendt und Michel Foucault diskutiert.

¹²³ Moser, die sich in ihrem Buch vornehmlich professionell gibt und an keiner Stelle ihre Affinität zu einer bestimmten feministischen und politiktheoretisch-politischen Überzeugung kundtut, argumentiert hier wie in einigen anderen Passagen eng angelehnt an feministisch-marxistische Thesen. Dennoch geht sie keineswegs so weit wie die DAWN-Gruppe, die eine Transformation des Weltwirtschaftssystems fordert, sondern gibt vor, Ungerechtigkeiten und Unterdrückungsverhältnisse von Frauen durch Gender-Planung beheben zu können.

¹²⁴ Vgl. Moser 1993: 30.

- Die *produktive* Arbeit umfaßt nach Moser Tätigkeiten mit einem mindestens potentiellen Tauschwert, das heißt Arbeit, die mit Geld oder Waren entlohnt wird oder zumindest entlohnt werden könnte. Moser betont einerseits, daß arme Frauen im Süden produktive Arbeit durchaus ausüben; und andererseits, daß sie dies, im Vergleich zu Männern, unter ungleichen Verhältnissen tun. Das Resultat sei Unterdrückung: „Ideologically masked asymmetrical gender relations in productive work, whether it is in the formal or informal sector, rural or urban production, means that again women as a category are subordinated to men“, schreibt Moser (Moser 1993: 31).
- *Community managing* schließlich beschreibt ehrenamtliches soziales Engagement von Frauen auf Gemeindeebene, das der Versorgung mit (oft knappen) Gütern allgemeinen Gebrauchs wie Wasser, Gesundheitsfürsorge und Bildung dient. Nach Moser üben Frauen diese Tätigkeiten in Erweiterung ihrer reproduktiven Rolle aus. Die Nachbarschaft sei für Frauen demnach lediglich eine Erweiterung der häuslichen Sphäre, während sie für Männer, die dort hauptsächlich durch politische Aktivitäten involviert seien, den Status der Öffentlichkeit einnehme. Nach Moser kommt diesen unterschiedlichen Arbeiten auf Gemeindeebene auch ein unterschiedlicher Status zu: die politische Arbeit der Männer sei bezahlt oder führe zumindest zu Ansehen und Macht, die ehrenamtlichen Tätigkeiten der Frauen seien unbezahlt, weniger anerkannt oder, ähnlich wie Hausarbeit, sogar unsichtbar.

Moser beschreibt die Unterdrückung von Frauen als durch die geschlechtliche Arbeitsteilung bestimmt, die sich nicht zuletzt in den drei Frauenrollen, die von den beiden Männerrollen abweichen, manifestiert. Über die Ursachen der geschlechtlichen Arbeitsteilung verliert Moser nur wenige Worte und führt vornehmlich Thesen anderer Autorinnen an, ohne selbst explizit Stellung zu beziehen. Die Interpretationsmuster, die sie anbietet, sind diejenigen marxistischer Feministinnen: „It is the penetration of Western capitalism with its historical separation of production and reproduction that has resulted in such an artificial division and its ideological reinforcement“ (Moser 1993: 29). Da Männern jedoch auch in „socialist states“ keine klare reproduktive Rolle zugeschrieben würde, fährt Moser fort: „Marriage-based households are constructed by definition on the basis of gender, with economic relations within such households also structured by gender. Housework and child care are the activities most influenced by the relations of marriage.“ (Moser 1993: 30f.)

Moser erwähnt knapp die Bestärkung der geschlechtlichen Arbeitsteilung durch die kapitalistische Ideologie - ansonsten lehnt sie kulturelle Erklärungen der Unterdrückung von Frauen vehement ab.¹²⁵ Neben ihrer Abneigung gegen modernisierungstheoretische Erklärungsmuster führt sie ihr gender-planerisches Anliegen zu dieser Ablehnung. Wie im weiteren Verlauf dieses Kapitels noch deutlich werden soll, ist Moser bestrebt, durch ihre planerischen Eingriffe Geschlechterverhältnisse zu verändern. Sie legitimiert dieses Vorgehen durch die pauschale Klassifizierung bestehender Geschlechterverhältnisse als unterdrückend. Moser lehnt es daher ab, Kultur und Traditionen, denen durchaus ein Eigenwert zugeschrieben werden kann, als Erklärung der gesellschaftlichen Position von Frauen zu akzeptieren; statt dessen betont sie die Notwendigkeit, „the problem of women’s position as one of subordination“ zu betrachten (Moser 1993: 155).

Das Resultat der Ablehnung kultureller Erklärungen ist, daß Moser die Unterdrückung von Frauen rein exogen erklären muß: auf der einen Seite stehen, wie bereits zitiert, mächtige Männer, auf der anderen Seite, als Opfer der Verhältnisse, unterdrückte Frauen.¹²⁶ Moser konstruiert Frauen somit als weitgehend machtlose Objekte patriarchaler Unterdrückungsstrukturen und spricht ihnen eine aktive Partizipation an der Gestaltung und Aufrechterhaltung ihrer gesellschaftlichen Position weitgehend ab. Es sind weniger die betroffenen Frauen selbst, die ihre Lage (zumindest teilweise) gestalten, sondern vielmehr „the very real interests of the state, civil society and men in subordinating women through control of their status, bodies and indeed sometimes even their lives“ (Moser 1993: 48). AkteurInnen in diesem Szenario sind also vor allem Männer und ihre Institutionen auf der Seite der Unterdrücker und PlanerInnen auf der Seite möglicher Befreiung: „Women require integrative cross-sectoral planning strategies“, merkt Moser im folgenden Absatz an (Moser 1993: 48).

4.2.2 Mosers Feminismus-Konzept

Moser schlägt sich in ihrem *Gender Planning* Buch weder explizit einem bestimmten feministischen Camp zu, noch liefert sie eine ausführliche Beschreibung ihrer frauenpolitischen Überzeugung. Statt dessen sind kleine Andeutungen und Teilaspekte ihres Feminismus-Verständnisses hier und dort im Text versteckt; herausgefiltert und zusammengesetzt ergeben sie ein einigermaßen kohärentes Bild.

¹²⁵ Vgl. Moser 1993: 154.

¹²⁶ Vgl. Moser 1993: 28, hier zitiert auf S. 85.

Moser ist sich natürlich darüber im klaren, daß es ganz unterschiedliche feministische Überzeugungen und Ansätze gibt; sie selbst führt bezogen auf die Frage nach der staatlichen Kontrolle von Frauen Antworten von radikalen, marxistischen und sozialistischen Feministinnen an.¹²⁷ Moser reagiert auf diese Situation, indem sie sich vornehmlich auf Aussagen bezieht, die sie als feministisches Allgemeingut jenseits aller Differenzen darstellt. „It is universally agreed...“ leitet sie dann beispielsweise, wie oben zitiert, ihre Antwort auf die unter Feministinnen umstrittene Frage nach patriarchaler Macht und Bedeutung der geschlechtlichen Arbeitsteilung ein (Moser 1993: 28), oder sie stellt Thesen auf wie die folgende: „If feminists cannot agree on the degree to which the state oppresses women, they concur that it is the family that is the core site of women’s oppression“ (Moser 1993: 44). Auch bezogen auf diese Frage gibt es natürlich erhebliche Meinungsverschiedenheiten unter Feministinnen.¹²⁸

Unabhängig davon, ob Mosers Verallgemeinerungen adäquate Aussagen darstellen oder nicht, weisen sie darauf hin, daß Moser Gemeinsamkeiten von Frauen für das zentrale Organisationsprinzip für feministisches Agieren hält. Diese Betonung von Gemeinsamkeiten bezieht sich auf Frauenorganisationen im Süden ebenso wie auf Aspekte des globalen Feminismus. Die Gemeinsamkeiten, auf die es Moser ankommt, sind gemeinsame Interessen, die sie - über alle Differenzen zwischen Frauen hinweg - von einer einheitlichen Gender-Position ableitet. Diese wiederum ist durch Unterdrückung gekennzeichnet. Moser schreibt: „Women share interests, as a gender, and it is these that relate to their strategic gender needs. Here it is the recognition of subordination (...) which provides the basis for co-operative organization.“ (Moser 1993: 197)

Potentielle Differenzen und Machtverhältnisse zwischen Frauen im Norden und Süden sowie zwischen Entwicklungsplanerinnen und Frauen aus genderplanerischen Zielgruppen spricht Moser praktisch nicht an.¹²⁹ Sie vertritt vielmehr

¹²⁷ Vgl. Moser 1993: 42f.

¹²⁸ In einem anderen Kapitel ihres Buches merkt Moser selbst an, daß weltweit in einem Drittel aller Haushalte Frauen als Oberhaupt agieren; im Süden seien es in vielen Fällen 50 Prozent und mehr (vgl. Moser 1993: 17). Auch wenn die (temporäre) Abwesenheit eines Ehemanns und Familienvaters nicht alle familiären Probleme von Frauen löst - das Gegenteil ist oft der Fall - ist doch zu bezweifeln, daß sich vor diesem Hintergrund Feministinnen wirklich übereinstimmend genötigt sehen würden, die Familie als *den* zentralen Ort der Unterdrückung von Frauen zu beschreiben.

¹²⁹ Die vorletzte Seite Mosers Buches - vor einer halbseitigen abschließenden Bemerkung - ist dem Thema *Negotiation and Debate at the Global Level: Is the North-South Divide Irreconcilable?* gewidmet. In diesem Abschnitt spricht Moser kurz sowohl „top-down“ , das heißt in Mosers Terminologie staatlich induzierte, als auch „bottom-up coalitions“ an und nennt kurz deren Chancen und Probleme. Moser kritisiert in diesem Abschnitt Feministinnen aus dem Norden - „Women in the North only too easily think that women in the South have to catch up“ - nimmt sich

das westliche *sisterhood*-Konzept aus den 70er und frühen 80er Jahren und bezieht sich auf eine gemeinsame Basis aller Frauen. Diese Einstellung manifestiert sich, wenn sie beispielsweise von den „First World sisters“ formaler Frauenorganisationen in Indien, Kenia und Kolumbien (Moser 1993: 197) spricht; oder wenn sie, wie in folgender Erklärung, eine gemeinsame Grundlage an Interessen und Zielsetzungen den ganz unterschiedlichen Aktivistinnen und Vertreterinnen von Konzeptionen des GAD-Ansatzes zuschreibt: „The development of gender planning“, so Moser, „comes out of the powerful social and political movements that *women themselves* now generate (Moser 1993: 191; Hervorhebung: I.K.).

4.2.3 ‘Entwicklung’ in Mosers *Gender Planning and Development*

Moser lehnt - um die Motive, die sie zur Entwicklung des Gender-Planungsansatzes führten, noch einmal kurz aufzugreifen - den entwicklungsplanerischen *malestream*, der Privathaushalte als kleinste Planungseinheit verwendet, ab: „The development of gender planning as a planning tradition in its own right“, erklärt sie, „is the consequence of the inappropriateness of current planning stereotypes“ (Moser 1993: 15). Auch über den WID-Ansatz, der zwischen Männern und Frauen differenziert, möchte Moser mit ihrer Planungsmethode hinausgehen: „It is important to recognize that gender planning differs fundamentally from planning for Women in Development“, merkt sie an (Moser 1993: 3). Moser kritisiert WID-Planung dafür, als politisch neutrale Zusatzkomponente herkömmlicher Planungsverfahren aufzutreten¹³⁰ und betont, daß Gender-Planung, deren Ziel die Emanzipation von Frauen sowie deren Befreiung aus der Subordination ist,¹³¹ per definitionem ein konfrontativer Ansatz sei. Sie stellt heraus: „Gender planning is concerned with transformative processes that are highly political and can be assumed to involve conflict. This requires a planning methodology that emphasizes debate, negotiation and conflict resolution.“ (Moser 1993: 89)¹³²

selbst aber von der Kritik aus: „Writing in 1989 I provocatively stated, ‘It may be that women in the UK can learn much from their better organized sisters in the Third World, who long ago learnt the limitations of relying on the state to reduce their dependence on men.’“ Die Passage endet interessanterweise mit einem Zitat der DAWN-Aktivistin Peggy Antrobus, in dem diese sich fürs Zuhören ausspricht: „As Peggy Antrobus of DAWN and WAND Barbados has said, ‘it is time for sisters in the South and the North to start listening and talking to each other’.“ (Moser 1993: 210) Ob Antrobus ihre Aufforderung zum Dialog durch Mosers Gender-Planungsverfahren erfüllt sieht, ist schwer zu ermitteln, ohne sie selbst zu fragen - es erscheint mir aber sehr unwahrscheinlich.

¹³⁰ Vgl. Moser 1993: 86.

¹³¹ Vgl. Moser 1993: 87.

¹³² Konkrete Angaben in Mosers Text über derartige Konflikte erstrecken sich lediglich auf Konflikte zwischen Expertinnen und ihren patriarchal geprägten, männlich dominierten Entwicklungsorganisationen sowie auf Konflikte zwischen Männern und Frauen in den

Gender-Planung ist im Grunde die Planung von Geschlechterrollen. Ihr zentrales Element ist die Unterscheidung von praktischen und strategischen Gender-Bedarfen, *practical* und *strategic gender needs*. Diese Bedarfe sind eine ausgewiesene Adaption von Kategorien, die Maxine Molyneux in einem Aufsatz über die Frauenpolitik der *Sandinistas* zur Unterscheidung verschiedener frauenpolitisch relevanter Interessen geprägt hat.

Molyneux unterscheidet zwischen Fraueninteressen und Gender-Interessen.¹³³ *Fraueninteressen* sind, so Molyneux, nicht generalisierbar. Weder sei die Situation aller Frauen dieselbe, noch seien Interessen von Frauen allein durch ihre Weiblichkeit definiert:

„Although it is true that at a certain level of abstraction women can be said to have some interests in common, there is no consensus over what these interests are or how they are to be formulated. This is in part because there is no theoretically adequate and universally applicable causal explanation of women’s subordination from which a general account of women’s interests can be derived. Women’s oppression is recognized as being multicausal in origin and mediated through a variety of different structures, mechanisms, and levels which may vary considerably across space and time.“ (Molyneux 1985: 231)

Die im Zitat genannten gemeinsamen Interessen von Frauen, die ihnen aufgrund ihrer sozialen Positionierung im Geschlechterverhältnis gemein sind und immer nur eine Teilmenge aller Fraueninteressen darstellen, bezeichnet Molyneux als Gender-Interessen. Bezogen auf diese unterscheidet sie wiederum zwischen praktischen und strategischen Gender-Interessen.

Praktische Gender-Interessen können nach Molyneux induktiv ermittelt werden und ergeben sich aus den konkreten Situationen, in denen Frauen sich aufgrund der geschlechtlichen Arbeitsteilung befinden. Sie würden von den betroffenen Frauen selbst formuliert und seien häufig Reaktionen auf unmittelbar verspürte Not. Ohne notwendig strategische Ziele wie die Gleichberechtigung der Geschlechter zu implizieren, seien praktische Gender-Interessen eine häufig verwandte Kategorie zur Erklärung sozialer Protestaktionen vor allem armer Frauen. Molyneux betont, daß praktische Gender-Interessen aus diesem Grund nicht ohne Auswirkungen auf Klassenverhältnisse gedacht werden können.¹³⁴

Strategische Gender-Interessen müssen nach Molyneuxs Ansicht deduktiv ermittelt werden. Grundlage dafür sei eine Analyse der Unterordnung von Frauen sowie die

sogenannten Partnerländern im Süden. Konflikte zwischen Gender-Planerinnen und Frauen in den planerischen Zielgruppen spricht Moser nicht an.

¹³³ Vgl. Molyneux 1985, besonders S. 230-235.

¹³⁴ Vgl. Molyneux 1985: 233.

Ausarbeitung eines Alternativentwurfs, von dem ethische und theoretische Kriterien abgeleitet werden könnten, die wiederum der Formulierung strategischer Ziele zur Überwindung der Subordinierung dienen sollen. Beispiele solcher strategischen Interessen, die auch Moser zitiert, sind:

„The abolition of the sexual division of labor, the alleviation of the burden of domestic labor and childcare, the removal of institutionalized forms of discrimination, the attainment of political equality, the establishment of freedom of choice over childbearing, and the adoption of adequate measures against male violence and control over women.“ (Molyneux 1985: 233)¹³⁵

Was Moser wegläßt, ist diejenige Passage in Molyneuxs Text, in der diese Aussagen über das Verhältnis der beiden Varianten von Gender-Interessen trifft. Laut Molyneux nämlich können sowohl praktische Gender-Interessen einzelner Frauen als auch deren ‘falsches Bewußtsein’ strategischen Gender-Interessen entgegenstehen. Molyneux schreibt:

„The relationship between what we have called strategic gender interests and women’s recognition of them and desire to realize them cannot be assumed. Even the lowest common denominator of interests which might seem uncontentious and of universal applicability (such as complete equality with men, control over reproduction, and greater personal autonomy and independence from men) are not readily accepted by all women. This is not just because of ‘false consciousness’ as is frequently supposed - although this can be a factor - but because such changes realized in a piecemeal fashion could threaten the short-term practical interests of some women, or entail a cost in the loss of forms of protection which are not then compensated for in some way.“ (Molyneux 1985: 234)

Die Konsequenz, die Molyneux aus diesem Zusammenhang zieht, ist die Ermahnung, bei der Formulierung von strategischen Gender-Interessen Vorsicht walten zu lassen. Noch einmal Molyneux:

„The formulation of strategic interests can only be effective as a form of intervention when full account is taken of these practical interests. Indeed, it is the politicization of these practical interests and their transformation into *strategic interests that women can identify with and support* which constitutes a central aspect of feminist political practice.“ (Molyneux 1985: 234; Hervorhebung: I.K.)

Molyneux weist noch auf einen zweiten Aspekt hin, den Moser beiseite läßt. Sie betont, daß trotz der Gemeinsamkeiten zwischen Frauen, die zur Formulierung von

¹³⁵ Vgl. auch Moser 1993: 39.

Gender-Interessen unterstellt werden müssen, diese Interessen je nach Ort und Zeit erheblich unterschiedlich ausfallen werden. Neben Ort und Zeit spielten außerdem immer Faktoren wie Klassen- und 'Rassen'-Zugehörigkeit sowie ethnische und nationale Differenzen eine Rolle für die Formulierung von Gender-Interessen: „This is important to bear in mind“, warnt Molyneux, „when considering the problem of internationalism and the limits and possibilities of cross-cultural solidarity“ (Molyneux 1985: 234). Gender-Interessen konstruieren ihrer Ansicht nach noch keine Einigkeit unter Frauen. Analog zu den Ansichten postkolonialer Feministinnen ist Molyneux der Überzeugung, eine solche Einigkeit sei nie schon qua Frausein gegeben. Statt dessen müsse sie verhandelt und erarbeitet werden und sei der ständigen Gefahr ausgesetzt, aufgrund von Klassenkonflikten und anderen Differenzen zu kollabieren.¹³⁶

Moser nimmt Molyneuxs Unterscheidung zwischen praktischen und strategischen Gender-Interessen auf und *übersetzt* sie - nach eigenem Bekunden - in Termini der Entwicklungsplanung. Das Resultat sind die bereits erwähnten praktischen und strategischen Gender-Bedarfe.¹³⁷ Diese Bedarfe (*needs*) definiert Moser als „means by which concerns are satisfied“ (Moser 1993: 37). Beide Bedarfe leitet Moser von der dreifachen Rolle und der untergeordneten gesellschaftlichen Position ab, die Frauen ihrer Ansicht nach innehaben:

„Practical gender needs (PGN) are the needs women identify with in their socially accepted role in society. PGNs do not challenge, although arise out of, gender divisions of labour and women's subordinate position in society. PGNs are a response to immediate perceived necessity, identified within a specific context. They are practical in nature and often concern inadequacies in living conditions such as water provision, health care and employment.

Strategic gender needs (SGN) are the needs women identify because of their subordinate position in society. They vary according to particular contexts, related to gender divisions of labour, power and control, and may include such issues as legal rights, domestic violence, equal wages, and women's control over their bodies. Meeting SGNs assists women to achieve greater equality and change existing roles, thereby challenging women's subordinate position.“ (Moser 1993: 231f.)

Laut dieser Beschreibung sollen in beiden Fällen 'Frauen' die jeweiligen Bedarfe identifizieren. Wie das Eingangszitat dieses Unterkapitels verdeutlicht, hat Moser jedoch, ähnlich wie Molyneux, bezogen auf die beiden Bedarfe jeweils andere Frauen im Sinn, die deren Ermittlung vornehmen sollen: praktische Bedarfe können

¹³⁶ Vgl. Molyneux 1985: 234.

nach Moser betroffene Frauen selbst ermitteln, strategische Bedarfe bedürfen zur Identifizierung externer Eingriffe.¹³⁸

Da beide Bedarfe wichtige Kategorien nicht nur in der Datenerhebungsphase von Entwicklungsprozessen, sondern auf allen Stufen eines Gender-Planungsverfahrens darstellen, definiert sich das Verhältnis der Bedarfe zueinander ebenfalls auf all diesen Stufen. Moser trifft zwei Unterscheidungen zur Klassifizierung der beiden Bedarfskategorien. Erstens seien nur strategische Gender-Bedarfe feministisch, die praktischen seien es nicht.¹³⁹ Zweitens seien die Planungsmethodologien zur Deckung strategischer Gender-Bedarfe politischer, diejenigen zur Deckung praktischer Gender-Bedarfe vorwiegend technischer Natur.¹⁴⁰

Moser zeichnet, wie Molyneux, außerdem eine Verbindungslinie zwischen den beiden Typen von Bedarfen. Während jedoch Molyneux *auf Grundlage eines feministischen Ethos* dafür plädiert, praktische in strategische Interessen umzuwandeln unter der Prämisse, daß die betroffenen Frauen, um deren persönliche Situation es geht, zustimmen können, argumentiert Moser anders. Sie empfiehlt *im Hinblick auf den angestrebten Projekterfolg*, also aus strategischen Erwägungen heraus, praktische Gender-Bedarfe als Anschlußstelle, *entry point*, für die Durchsetzung strategischer Gender-Bedarfe zu verwenden. Notwendig sei diese Strategie aufgrund „widespread constraints in meeting strategic gender needs“ (Moser 1993: 48). Diese erklärt Moser jedoch nicht wie Molyneux mit der zu erwartenden Zurückhaltung der betroffenen Frauen, sondern mit den bereits erwähnten realen Interessen des Staates, der Zivilgesellschaft und der Männer, Frauen durch eine umfassende Kontrolle zu subordinieren.

Zur Erläuterung der *entry-point*-Strategie führt Moser diverse Beispiele an. Eines dieser Beispiele bezieht sich auf Fortbildungskurse, die angeboten werden, um die Möglichkeiten von Frauen zur Erwirtschaftung eines eigenen Einkommens zu erhöhen. In diesem Zusammenhang diskutiert sie Nähkurse gegen Lehrgänge in traditionell männlichen Handwerkszweigen wie Schreinerei und Maurerei. Da Nähen beziehungsweise die Herstellung von Kleidung in vielen kulturellen

¹³⁷ Vgl. Moser 1993: 37.

¹³⁸ Vgl. Moser 1993: 40.

¹³⁹ Vgl. Moser 1993: 41.

¹⁴⁰ Vgl. Moser 1993: 190. Die Klassifizierung der Deckung strategischer Gender-Interessen, also der Veränderung von Geschlechterverhältnissen durch entwicklungsplanerische Eingriffe als politisch, ist eine kluge Strategie Mosers gegen die bereits mehrfach erwähnten Vorbehalte gegen feministisch inspirierte Entwicklungsplanung seitens konservativer Männer. Sie geht einher mit der oben beschriebenen Weigerung Mosers, Geschlechterverhältnisse kulturell zu beschreiben. In ihrem Modell ist die Deckung strategischer Gender-Interessen nämlich nicht auf unbestimmte Art politisch, sondern ein emanzipatorischer Akt für die Rechte von Armen und Unterdrückten; und damit per definitionem gut.

Kontexten zu den traditionellen Aufgaben von Frauen gehöre, sei ein solches Angebot lediglich geeignet, praktische Gender-Bedarfe zu decken. Strategische Gender-Bedarfe - die Moser an dieser wie an anderen Stellen entgegen Molyneuxs ermahnendem Hinweis und trotz anderslautenden eigenen Bekundungen¹⁴¹ *kontextunabhängig* bestimmt, - würden allein durch solche Fortbildungsmaßnahmen gedeckt werden können, die Frauen traditionell männliche Bereiche erschließen. Moser stellt fest:

„The training of women in areas traditionally identified as ‘men’s work’ may not only widen employment opportunities for women, but may also break down existing occupational segregation, thereby contributing to *the* strategic gender need to abolish the gender division of labour.“
(Moser 1993: 50; Hervorhebung: I.K.)

Moser stellt zwar fest, Fortbildungsmaßnahmen für Frauen im Bausektor würden oft Feindseligkeit und Widerstand entgegengebracht, doch „training and the tacit acceptance of male colleagues“ hätten in einigen solcher Fälle insofern zum Erfolg geführt, als die fortgebildeten Frauen Jobs gefunden hätten (Moser 1993: 50). Welche Einbußen die betroffenen Frauen dabei gegebenenfalls hinnehmen mußten, läßt Moser unerwähnt.

Die drei Rollen der Frauen und die beiden Rollen der Männer, die gesellschaftliche Subordination von Frauen aufgrund der geschlechtlichen Arbeitsteilung, praktische und strategische Gender-Bedarfe sowie die fünf entwicklungspolitischen Policy-Ansätze, die Frauen betreffen, stellen die analytischen Kategorien dar, auf denen Mosers Gender-Planung basiert. Auf dieser Grundlage entwickelt sie ein Planungsmodell, das aus vier ineinandergreifenden Komponenten besteht, das heißt sich auf vier verschiedene Implementierungsbereiche erstreckt. Diese Komponenten sind erstens die institutionelle Struktur der Entwicklungsorganisationen, zweitens die Planungsverfahren, die zur Anwendung kommen, drittens Einstellungen und Verhalten der beteiligten PlanerInnen sowie viertens und abgesetzt von den Komponenten eins bis drei - die alle die Geberseite betreffen - zivilgesellschaftliche Strukturen in der Partnerregion, die Chancen oder Blockierungen für Gender-Planung darstellen können.¹⁴²

Bei der ersten und der dritten Komponente geht es um Aspekte, die allein Entwicklungsorganisationen und deren Mitarbeitende betreffen: Moser diskutiert

¹⁴¹ Vgl. beispielsweise Moser 1993: 39: „The strategic gender needs identified to overcome women's subordination vary depending on the particular cultural and socio-political context within which they are formulated.“

¹⁴² Vgl. Moser 1993: 106f.

bezogen auf die innerinstitutionelle Struktur der Organisationen die Verankerung von Gender-Belangen in separaten WID/GAD-Strukturen gegen *mainstreaming*-Modelle und erläutert bezogen auf Einstellung und Verhalten von PlanerInnen ihr Konzept von *Gender Planning Training*. Da im Kontext dieser Arbeit vornehmlich Interaktionen zwischen PlanerInnen und Frauen aus planerischen Zielgruppen interessieren, werde ich mich im folgenden lediglich auf die anderen beiden Komponenten beziehen und jeweils kurz umreißen, wie sich Moser die Implementierung von Gender-Planung in diesen Bereichen vorstellt.

Gender-Planung spielt sich nach Moser innerhalb eines organisatorischen Rahmens ab, der neben den vier Komponenten verschiedene *Planungsinstrumente* sowie -*verfahren* enthält. Die Planungsinstrumente leitet Moser aus den *Prinzipien* der Gender-Planung ab, die wiederum weitgehend mit den oben genannten *analytischen Kategorien* korrespondieren. In den *Verfahren* kommen jeweils mehrere der *Instrumente* zur Anwendung.¹⁴³ Ich werde nun zunächst knapp auf die *Prinzipien* und *Instrumente* eingehen, um dann überblicksartig die *Verfahren* zu erläutern.

Die Instrumente der Gender-Planung beschreibt Moser als Leistungsindikatoren, die von Planungsverfahren induzierte Wandlungsprozesse messen sollen. Sie unterscheidet sechs verschiedene Prinzipien bzw. Instrumente.

- *Geschlechterrollen/ Geschlechterrollen-Identifizierung*. Dieser Aspekt bezieht sich auf die geschlechtliche Arbeitsteilung und die verschiedenen gesellschaftlichen Rollen, die Frauen und Männer jeweils innehaben. Durch die Identifizierung dieser Rollen soll die Arbeit, die Frauen und Männer beziehungsweise Mädchen und Jungen jeweils tun, erfaßt werden. Gleichzeitig sollen dadurch „unsichtbare“ Frauentätigkeiten sichtbar gemacht und dadurch aufgewertet werden.
- *Gender-Bedarfe/ Gender-Bedarfsfestsetzung*.¹⁴⁴ Die Gender-Bedarfsfestsetzung klassifiziert Planungsinterventionen nach den Gender-Bedarfen, auf die sie sich beziehen. Sie soll einerseits gewährleisten, daß Frauen an Entwicklungsprozessen teilhaben - durch die Deckung praktischer Bedarfe -, andererseits darauf hinweisen, daß Frauen nicht zu gleichen Konditionen wie Männer teilhaben - daher die Notwendigkeit der Deckung strategischer Bedarfe.
- *Haushaltsinterne Ressourcenverteilung/ geschlechtsspezifische Datenerhebung bezogen auf Privathaushalte*. Mit diesem Instrument wendet sich Moser gegen

¹⁴³ Vgl. Moser 1993: 90. Moser spricht von *principles, tools* und *procedures*, die ich als ‘Prinzipien’, ‘Instrumente’ und ‘Verfahren’ wiedergebe.

¹⁴⁴ Moser spricht von *gender needs assessment*; der Begriff ‘assessment’ bedeutet sowohl ‘Festsetzung’ als auch ‘Beurteilung’ und ‘Einschätzung’.

die Verwendung von Privathaushalten als entwicklungspolitische Planungsgröße. Um gewährleisten zu können, daß Frauen und Männer von Entwicklungsplanung gleichermaßen profitieren, schlägt sie die Erhebung geschlechtsspezifischer Daten bezogen auf Ressourcenkontrolle und Entscheidungsmacht innerhalb von Privathaushalten vor.

- *Gleichgewicht der Rollen/ sektorübergreifende Planung.* Dieser Punkt bezieht sich darauf, daß Frauen die Ausübung von Tätigkeiten in drei Bereichen koordinieren müssen. Sektorale Planung, die sich per definitionem lediglich auf einen Bereich bezieht, berücksichtigt laut Moser die dreifache Rolle von Frauen zu selten. Die Folge sei, daß Frauen die Güter und Dienstleistungen, die ihnen Entwicklungsplanung zur Verfügung stellt, nicht immer nutzen könnten. Abhilfe ist laut Moser durch sektorübergreifende Planung möglich.
- *Das Verhältnis zwischen Rollen und Bedarfen/ die WID/GAD-Policymatrix.* Moser betont, daß die fünf frauenorientierten Policy-Ansätze jeweils auf unterschiedliche Art auf die dreifache Rolle der Frauen sowie auf praktische und strategische Gender-Bedarfe eingehen und zusätzlich in unterschiedlichem Maße den Einsatz partizipativer Planungsverfahren vorsehen. Da die Deckung strategischer Gender-Bedarfe Geschlechterrollen verändere, stellt laut Moser die Policymatrix einen Indikator für solche Veränderungen dar. Mit ihrer Hilfe lasse sich feststellen, in welchem Maße verschiedene Planungsinterventionen die untergeordnete Rolle von Frauen durch die Deckung verschiedener Gender-Bedarfe zu ändern vermögen.
- *Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern/ Beteiligung von Frauen am Planungsprozeß.* Das letzte Prinzip bzw. Instrument bezieht sich auf die Gleichberechtigung von Frauen und Männern, die sich - so das Planungsziel Mosers - auch auf den häuslichen Bereich erstrecken soll. Frauengruppen, so Moser, stellen ein wichtiges Forum dar, in dem Frauen einerseits ihren untergeordneten Status hinterfragen könnten, andererseits ausreichend bestärkt würden - im Sinne von *empowerment* -, um in Haushalt und Familie erfahrener Unterdrückung entgegenzutreten zu können. Als Planungsinstrument zur Erreichung dieses Ziels sieht Moser die Beteiligung von Frauen, gender-bewußten Organisationen und gender-bewußten PlanerInnen am Planungsprozeß vor. Damit solle außerdem erreicht werden, daß echte anstatt nur fremdwahrgenommene praktische und strategische Gender-Interessen identifiziert und in den Planungsprozeß integriert werden können.¹⁴⁵

¹⁴⁵ Vgl. bezogen auf die sechs Prinzipien/Instrumente: Moser 1993: 91-96.

Moser benennt fünf spezifisch auf Gender-Planung zugeschnittene Planungsverfahren. Diese Verfahren machen von verschiedenen Planungsinstrumenten Gebrauch und können während verschiedener Phasen des Planungsprozesses angewandt werden. Außerdem können sie sich auf unterschiedliche Weise überschneiden.

Das erste Verfahren ist die *Gender-Diagnose*. Sie wird angewandt, um Implikationen spezifischer Entwicklungsprobleme genderdifferenziert zu ermitteln. Moser unterscheidet zwei Phasen dieser Diagnose: eine erste Phase, die der Analyse dient, und eine zweite Phase, in der die identifizierten Probleme nach Kriterien von Ursache und Wirkung hierarchisiert werden sollen, um eine genderbewußte Perspektive der wichtigsten Probleme zu entwickeln. In der ersten Phase kommen laut Moser oft die Instrumente der Geschlechterrollen-Identifizierung und der geschlechtsspezifischen Datenerhebung bezogen auf Privathaushalte zur Anwendung; in der zweiten Phase vornehmlich die Gender-Bedarfsfestsetzung.

Moser plädiert bezogen auf die Gender-Diagnose dezidiert für die Teilnahme von Frauen am Datenerhebungsprozeß. Aufgrund der Unmöglichkeit, neutral und wertfrei Daten zu erheben, sei es „important for women to participate in the collection of data concerned with gender issues, for the matter in which questions are asked, and the sex of the researcher can decide research outcomes“ (Moser 1993: 97). Ebenfalls wichtig für eine gelungene Gender-Diagnose sei die Konsultation einzelner Frauen sowie progressiver genderbewußter Organisationen innerhalb der Gemeinde, in der ein Gender-Planungsprojekt stattfindet beziehungsweise stattfinden soll.

Das zweite Verfahren, das sich an die Gender-Diagnose anschließt, ist die *Identifizierung von Gender-Zielen*. Diese Ziele werden von den wichtigsten derjenigen Probleme abgeleitet, die während der zweiten Phase der Gender-Diagnose ermittelt wurden. Die Gender-Ziele sollen als Relevanzkriterien dazu dienen, in spezifischen Situationen jeweils prioritäre Gender-Bedarfe sowie Strategien zu deren Deckung zu sondieren. Sie können in beliebigen Phasen des Planungsprozesses zum Einsatz kommen.

Das dritte Verfahren, das Moser anspricht, ist *Gender-Monitoring*.¹⁴⁶ Anhand dieses Verfahrens sollen Aktionen und Interventionen daraufhin evaluiert und beurteilt werden, inwieweit sie geeignet waren, zur Erreichung von Gender-Zielen beizutragen. Nach Moser können verschiedene Gender-Instrumente zum Monitoring herausgezogen werden. Bezogen auf die Geschlechterrollen-Identifizierung

etwa würde nach den Einflüssen eines Projekts auf jede einzelne der drei Frauenrollen gefragt sowie untersucht, inwieweit die Projektaktivitäten die Möglichkeiten von Frauen, ihre drei Rollen zu koordinieren, beeinflussen.

Das vierte Verfahren ist *geschlechterorientierte Konsultation und Partizipation*. Moser beschreibt dieses Verfahren als wichtigstes, doch sehr komplexes Verfahren; denn Gender-Planung betone „debate, negotiation and conflict resolution“ (Moser 1993: 100). Wie weitgehend partizipiert werden soll, läßt Moser jedoch offen. Merkt sie zu Beginn des Textabschnitts, in dem sie das vierte Planungsverfahren erläutert, noch an, „the term ‘participation’ is used generically to *include* consultation“ (Moser 1993: 100; Hervorhebung: I.K.), bezieht sie sich in der Passage zum Thema „How to do gendered participation“ *ausschließlich* auf Konsultationen.

Als Mosers partizipatorisches Hauptanliegen stellt sich damit nicht so sehr die Steigerung der Zielgruppenbeteiligung sowie Debatten und Konfliktaustragung zwischen Zielgruppen und PlanerInnen dar, sondern die Erhöhung des Frauenanteils an konsultierten Bevölkerungsgruppen sowie Verhandlungen zwischen Frauen und Männern. Bezugnehmend auf die wichtigen Fragen, wer die Bestimmung der Projektziele kontrolliert und wer den Planungsprozeß legitimiert, bemerkt Moser: „These questions refer not only to whether it is the planners or the people, but also whether it is men and women, social communities as much as elite groups.“ (Moser 1993: 103)

Da Moser klare Vorstellungen davon hat, was strategische Gender-Bedarfe sind und wer sie bestimmen kann, ist anzunehmen, daß sich die Partizipation von Frauen aus den Zielgruppen lediglich auf Konsultationen zur Produktion projektrelevanten Wissens erstrecken soll. Unterstützt wird diese Annahme durch ein Schaubild¹⁴⁷, in dem Moser die Methodologie der Gender-Planung zusammenfassend illustriert. In dieser graphischen Darstellung führen ausgehend von Genderprinzipien und Planungsinstrumenten sowohl „Gender diagnosis“ als auch, gleichzeitig, „Gendered consultation and participation“ zu Genderzielen. Da Moser nicht eindeutig sagt, wer diese formuliert, ist anzunehmen, daß dies in ihrem Modell die PlanerInnen - nach vorheriger Konsultation der Zielgruppe - tun sollen. Damit wird zweifelhaft, ob es in Mosers Gender-Planung irgendeinen Einfluß armer Frauen im Süden auf den

¹⁴⁶ *Monitoring* bedeutet, übersetzt man den Begriff ins Deutsche, Kontrolle oder Überprüfung. In entwicklungspolitischen PlanerInnenkreisen wird allerdings meist das englische Wort verwandt, weshalb auch ich es hier gebrauche.

¹⁴⁷ Vgl. Table 5.5 in Moser 1993: 106.

Planungsprozeß geben kann, der nicht immer über PlanerInnen vermittelt und damit durch deren - wenn auch ehrenwerte - Interessen gefiltert ist.¹⁴⁸

Das fünfte Verfahren schließlich ist die *gender-entry-Strategie*. Sie schließt sich an die Bestimmung der Gender-Ziele an und bestimmt „what is possible for gender planning to achieve in a specific context“ (Moser 1993: 105). In einem ersten Stadium könne diese Strategie laut Moser dazu verwendet werden, anhand der Gender-Ziele diejenigen „critical points“ zu identifizieren, an denen praktische Gender-Bedarfe an strategische Gender-Bedarfe heranreichen. Ein zweites Stadium diene dazu, Chancen und Probleme institutioneller und operationeller Art zu identifizieren, die bei der Umsetzung eines Planungsvorhabens einflußreich werden könnten.¹⁴⁹

Im siebten Kapitel ihres Buches, in dem es um die Implementierung von Gender-Planungsverfahren geht, gleicht Moser ihr eigenes Modell mit Planungsverfahren ab, die während der Frauendekade zur Integration von Genderbelangen in Entwicklungsprojekte entwickelt wurden. Im Regelfall basieren diese Verfahren nach Moser auf dem sogenannten *logical framework approach* und bestehen aus einem siebenstufigen Projektzyklus mit folgenden Stufen: Identifizierung der Projektziele und Auswahl korrespondierender Strategien; Vorbereitung, das heißt Identifizierung der Zielgruppe und der Gender-Ziele; Design des Projekts; Appraisal/Beurteilung; Ratifizierung; Implementierung sowie Monitoring/Evaluierung.¹⁵⁰ Moser diskutiert im Zusammenhang dieses Planungsansatzes Chancen und Probleme der Institutionalisierung von Genderbelangen in Projektzyklen und schlägt „important interventions to ‘gender’ the project cycle“ vor (Moser 1993: 157).

Auch in diesem Kapitel bleiben die Modalitäten der Zielgruppenpartizipation und der Interaktionen zwischen Planerinnen und von der Planung betroffenen Frauen unklar. Mosers vordringliches Anliegen ist auch hier die Gendersensibilisierung und -differenzierung von ansonsten hierarchisch, *top-down* strukturierten Planungsverfahren. So erklärt sie beispielsweise: „One difficulty in planning relates

¹⁴⁸ Eine mögliche Lesart dieses Modells wäre die, daß die Partizipation der Zielgruppenfrauen der Legitimationsbeschaffung für Genderplanerinnen und die Durchsetzung der von ihnen bestimmten strategischen Gender-Bedarfe dient. Moser schreibt im Zusammenhang des Instruments „Beteiligung der Frauen am Planungsprozeß“, daß die Durchsetzung strategischer Gender-Bedarfe oft die psychische Stärkung der betroffenen Frauen in Frauenorganisationen erfordere. Unter anderem *aus diesem Grunde* schlägt sie die Beteiligung von Frauen am Planungsprozeß vor.

¹⁴⁹ Vgl. bezogen auf die fünf Verfahren: Moser 1993: 97-105.

¹⁵⁰ Bei Moser heißen die Stufen *Identification, Preparation, Design, Appraisal, Ratification, Implementation* und *Monitoring/Evaluation*. Siehe Moser 1993: 157.

to the division of labour at different stages in the project cycle. *Staff* identifying project objectives may not design the project. Unless both are *gender-aware*, project objectives may not be taken into account in the design phase.“ (Moser 1993: 162; Hervorhebung: I.K.).

Zielgruppen selbst spricht Moser im Zusammenhang ihrer Vorschläge lediglich bezogen auf die Implementierung eines Entwicklungsprojektes an. Auch hier ist Partizipation kein Muß, sondern lediglich eine Möglichkeit. Die angesprochenen Aspekte sind Wiederholungen von Kerngedanken anderer Passagen. Der wichtigste Punkt lautet: „When implementation or maintenance involves the target population, women’s participation varies with project type.“ (Moser 1993: 167)

Moser rezipiert im Zusammenhang der vierten Planungskomponente, den zivilgesellschaftlichen Strukturen in der Partnerregion, die Chancen oder Blockierungen für Gender-Planung darstellen können, in zwei längeren Abschnitten ihres Textes das DAWN-Papier. Zunächst stellt sie im Rahmen einer Beschreibung der fünf frauenbezogenen Entwicklungsstrategien den *empowerment*-Ansatz vor; im letzten Kapitel ihres Buches schließlich diskutiert sie verschiedene Typen von Frauenorganisationen und bezieht sich dabei auf die Übersicht, die DAWN erstellt hat. Beiden Passagen möchte ich mich nun zuwenden. Ich werde argumentieren, daß Moser im Zuge der Integration des DAWNschen *empowerment*-Ansatzes in ihr Gender-Planungskonzept wesentliche Aspekte desselben ausblendet.

Moser diskutiert den DAWN-Ansatz, indem sie ihn in das Kategoriensystem ihres Gender-Planungsmodells einpaßt. Die Kurzfassung ihrer Interpretation, die sie an den Beginn ihres Abschnitts zur *empowerment*-Strategie gestellt hat, liest sich wie folgt:

„Empowerment is the most recent approach, articulated by Third World women. Its purpose is to empower women through greater self-reliance. Women’s subordination is seen not only as the problem of men but also of colonial and neo-colonial oppression. It recognizes women’s triple role, and seeks to meet strategic gender needs indirectly through bottom-up mobilization around practical gender needs. It is potentially challenging, although it avoids the criticism of being Western-inspired feminism. It is unpopular except with Third World women’s NGOs and their supporters.“ (Moser 1993: 74)

Im Verlauf ihres Unterkapitels zu *empowerment* führt Moser diese Thesen aus. Wesentliche Aspekte ihrer Interpretation werden allerdings schon in der vorangestellten Kurzversion deutlich.

Der erste Punkt, auf den ich eingehen möchte, ist ihre Reduktion des *empowerment*-Konzeptes auf Fragen materieller Verfügbarkeiten und ökonomischer Herrschaft.

Obwohl beide sicherlich bedeutende Elemente des DAWN-Konzeptes darstellen, verfügt dieses, wie sich gezeigt hat, zusätzlich über eine kulturelle Dimension. Diese Dimension blendet Moser aus. Das Anliegen des *empowerment*-Ansatzes ist, so Moser, „to empower women through greater self-reliance“. *Self-reliance*, Selbständigkeit, ist ein Schlüsselbegriff aus dependenztheoretischen Debatten. Auch im DAWN-Manifest kommt er vor: im Kontext der langfristigen Entwicklungsstrategien, in dem DAWN verschiedene Voraussetzungen für eine grundlegende Neuorientierung des Entwicklungsdenkens formuliert. Diese sind: „national liberation from colonial and neocolonial domination, and *national self-reliance*, at least in basic requirements such as food and energy sources, health care and water provision, and education“ (Sen/Grown 1988: 83; Hervorhebung: I.K.). Bezogen auf *empowerment* von Frauen verwendet DAWN einen anderen Begriff: *self-definition*.¹⁵¹ Frauen sollen nicht, wie Mosers kurze Erläuterung nahelegt, durch Planungs- oder andere exogene Prozesse in ihrer Selbständigkeit bestärkt werden; vielmehr spricht sich DAWN für „the *self-empowerment* of women“ aus (Sen/Grown 1988: 82; Hervorhebung: I.K.).

Einer der Gründe, warum sich eine Lücke zwischen den Äußerungen DAWNs und deren Interpretation durch Moser auftut, könnten ihre divergierenden Macht-Konzeptionen sein, auf die Moser selbst hinweist. Sie schreibt:

„The empowerment approach questions some of the fundamental assumptions concerning the interrelationship between power and development that underlie previous approaches. It acknowledges the importance for women to increase their power. However, it seeks to identify power less in terms of domination over others (with its implicit assumption that a gain for women implies a loss for men), and more in terms of the capacity of women to increase their self-reliance and internal strength.“ (Moser 1993: 74)

Selbstbestimmung und ‘innere Stärke’ sind Eigenschaften von Frauen in genderplanerischen Zielgruppen, die Moser sich wünschen muß: schließlich identifiziert sie die Aufhebung der häuslichen Arbeitsteilung als strategischen Gender-Bedarf und sagt explizit, daß innere Stärke dafür erforderlich sei. Die DAWN-Frauen wollen hingegen mehr: die eigenständige Definition ihrer Selbst sowie eigenständiger politischer, nicht genderplanerischer Ziele, für die sie in eigenen politischen Organisationen und Bewegungen kämpfen wollen. Von entwicklungs-politischen Planungsverfahren ist in DAWNs alternativem Entwurf nichts zu lesen. Ebenso wenig ist dort zu finden, daß „strategic gender needs indirectly through bottom-up mobilization around practical gender needs“ gedeckt werden sollen, wie

¹⁵¹ Vgl. Sen/Grown 1988: 80.

Moser in der eingangs zitierten Beschreibung des Ansatzes konstatiert. Obwohl DAWN wiederholt expliziert, daß die Situation armer Frauen nicht allein durch deren Geschlechtszugehörigkeit bestimmt ist, und kurzfristige Entwicklungsstrategien als Strategien einführt, die auf Krisen reagieren und gleichzeitig Erfahrungen im Hinblick auf die langfristigen Visionen ermöglichen sollen, setzt Moser kurzfristige Strategien mit praktischen Gender-Bedarfen gleich und paßt sie damit in ihr System der Gender-Planung ein.¹⁵² Moser merkt richtig an, daß DAWNs langfristige Strategien weit über strategische Gender-Bedarfe hinausgehen. Die konzeptionelle Idee der langfristigen Strategien scheint sie allerdings zu verfehlen, wenn sie beispielsweise bezogen auf nationale Befreiung, eine der von DAWN identifizierten Voraussetzungen, um die langfristigen Ziele überhaupt durchsetzen zu können, anmerkt: „DAWN in their description of this approach, however, do not identify the means to ensure that once national liberation has been achieved, women’s liberation will follow.“ (Moser 1993: 76) Entgegen Mosers Annahme hat DAWN die kurz- und langfristigen Entwicklungsziele nicht mit dem Anspruch formuliert, einen detailliert ausgearbeiteten Planungskatalog zu präsentieren, der auf der Annahme basiert, durch die Bereitstellung entsprechender Mittel könne die notwendige Abfolge spezifischer gesellschaftlicher Entwicklungsstufen gewährleistet werden. DAWN versteht die Strategien vielmehr als Diskussionsgrundlage für mögliche politische Handlungsmodelle: „These are strategies that must be debated, first of all, within the women’s movement and among grassroots women’s organisations“, betonen die DAWN-Autorinnen (Sen/Grown 1988: 76).

Ebenso wie in Mosers Darstellung des *empowerment*-Ansatzes wird in ihrer Diskussion der verschiedenen Typen von Frauenorganisationen deutlich, daß Ausgangspunkt und Zielsetzung ihrer entwicklungspolitischen Überlegungen grundlegend andere sind als diejenigen des DAWN-Kollektivs. Moser diskutiert die verschiedenen Organisationstypen danach, welche der beiden Gender-Bedarfe sie zu decken in der Lage sind und mit welchen der fünf Strategien der Policymatrix sie korrespondieren. Hatte DAWN noch betont, zur Klassifizierung der Frauenorganisationen *nicht* „the usual viewpoint of donor agencies that wish to know which groups are the most suited to receive funding“ einzunehmen, sondern sich „from the desire to build and strengthen our own movements and networks, that is, from the perspective of empowerment“ leiten zu lassen (Sen/Grown 1988: 72), interessiert Moser an den Frauenorganisationen vordringlich deren Eignung für eine nicht weiter spezifizierte Einbindung in Prozesse der Gender-Planung. Anders als

¹⁵² Vgl. Moser 1993: 75.

DAWN ist Moser davon überzeugt, *empowerment* von Frauen im Süden erfordere den Eingriff von Entwicklungsplanerinnen. Sie stellt fest:

„Gender planning is not an end in itself but a means by which women, through a process of empowerment, can emancipate themselves. I argue that this is best achieved through a process of negotiated debate about the redistribution of power and resources within the household, civil society and the state. *Obviously* in such a debate *participation of women, gendered organizations and planners is essential.*“ (Moser 1993: 190; Hervorhebung: I.K.)

Ein paar Seiten weiter konstatiert sie: „Empowerment and emancipation ultimately depend on multi-faceted *intervention strategies*“ (Moser 1993: 203; Hervorhebung: I.K.).

4.3 DAWN, Moser und postkoloniale Kritik

Was würden Mohanty, Spivak und andere postkoloniale KritikerInnen zu den Texten von DAWN und Moser sagen? Dies genau zu ergründen, würde erfordern, sie persönlich zu fragen - das war jedoch im Zusammenhang dieser Arbeit nicht meine Absicht. Was an dieser Stelle zu tun bleibt, ist daher eine Exploration, die andere Fragen zu beantworten sucht. Diese lauten: Wie erscheinen die Texte von DAWN und Moser im Lichte postkolonialer Kritik? Halten sie ihr stand? Wenn nicht, warum nicht?

Dies sind die Fragen, denen ich mich in diesem Teil zuwenden möchte. Ihre Beantwortung soll sich auf dieselben Aspekte beziehen, die schon die Darstellung der Konzeptionen von DAWN und Moser strukturiert haben. Ich beginne mit der Sicht auf Frauen; leite dann über zu den jeweiligen Äußerungen über die Situation beziehungsweise gesellschaftliche Position von Frauen, um anschließend auf die Vorstellungen über Interaktionen zwischen Feministinnen aus dem Norden und dem Süden sowie die Feminismus-Konzepte von DAWN und Moser zu sprechen zu kommen. Abschließend wende ich mich den Entwicklungskonzeptionen der Autorinnen zu.

Zu Beginn ist zu bemerken, daß sich die Texte von DAWN und Moser anhand einer Unterscheidung kontrastieren lassen, auf die sowohl Mohanty als auch Spivak hingewiesen hat: der Unterscheidung zwischen Selbstbeschreibungen und Fremdbeschreibungen, zwischen der Konstruktion oppositioneller politischer Identitäten und der Analyse solcher Identitäten. Denn die beiden Texte unterscheiden sich perspektivisch nicht nur darin, daß DAWN ‘von unten’, aus der Sicht

armer Frauen, und Moser 'von oben', aus dem Blickwinkel einer ranghohen Entwicklungsplanerin schreibt.

Obwohl die DAWN-Frauen selbst nicht zu den Ärmsten ihrer Länder gehören, ist ihr Manifest dennoch - nicht ausschließlich, aber auch - der Versuch, als Gruppe von Dritte-Welt-Frauen in der globalen entwicklungspolitischen Arena eine oppositionelle Stimme zu erheben. Den Ausdruck 'Dritte Welt' verwenden sie dabei ausdrücklich im Sinne einer „positive self-affirmation“, damit zur Konstruktion einer positiven Identität - wohl wissend, daß die Welt der UN-Frauen-Konferenzen¹⁵³ und der bi- und multilateralen Entwicklungszusammenarbeit eine Arena ist, in der alle, denen das Label 'Dritte Welt' anhaftet, im Regelfall mit einem Anerkennungs- und Machtdefizit zu kämpfen haben. Indem sie als Dritte-Welt-Frauen auftreten und sich damit explizit undistanziert gegenüber den armen Frauen verhalten, deren Perspektive sie sich zu Analyse Zwecken zu eigen machen, und da sie darüber hinaus größtenteils in Ländern und Regionen leben, die entwicklungspolitisch als 'unterentwickelt' gelten und daher Zielorte entwicklungspolitischer Leistungen und entwicklungsplanerischer Projekte sind, sprechen die DAWN-Frauen in ihrem Text aus der Position derjenigen, um deren Lage und Leben es in Maßnahmen der Entwicklungszusammenarbeit geht.

Moser hingegen stellt sich als distanzierte Expertin dar, die intervenierend eingreift, indem sie Geschlechterverhältnisse plant. Der Ort und das sozio-kulturelle Gefüge, an und in dem der Eingriff stattfindet, hat dabei mit ihrem eigenen Leben und ihrer eigenen gesellschaftlichen Position höchstens indirekt und temporär etwas zu tun: geplant und entwickelt werden immer die Geschlechterverhältnisse der anderen, derer, denen auf diesem Gebiet noch auf die Sprünge geholfen werden kann. Selbst in Mosers *Gender Planning Training*, das seine TeilnehmerInnen vor allem unter MitarbeiterInnen von Geberorganisationen im Norden rekrutiert, geht es nicht so sehr um Geschlechterverhältnisse im eigenen beruflichen und gesellschaftlichen Umfeld als vielmehr wiederum um diejenigen der anderen: Gelernt wird der Umgang mit Planungsgrößen zur Identifikation und Deckung verschiedener Gender-Bedarfe im Süden.¹⁵⁴

Damit nimmt Mosers Beschreibung von Frauen im Süden einen ganz anderen Status ein als diejenige von DAWN: während die DAWN-Frauen arme Frauen (im Sinne Spivaks) vertreten und darstellen wie sich selbst, unternimmt Moser klar eine

¹⁵³ Dies galt insbesondere für die ersten Konferenzen, bei denen es zu erheblichen Spannungen zwischen Frauen aus dem Norden und dem Süden ebenso kam wie zur Ausblendung von Differenzen. Vgl. beispielsweise zur Konferenz 1980 in Kopenhagen: Bunch 1982. Bezogen auf die Konferenz in Peking siehe Spivak 1996.

¹⁵⁴ Vgl. Moser 1993: 212-248 (Appendix).

Fremdbeschreibung anderer. Gleichzeitig erweckt sie den Anschein, Gender-Planung sei ein Projekt, das aus gemeinsamen Interessen und Bewegungen aller Frauen erwachsen sei, Bewegungen von „women themselves“ - anstatt Regierungen oder anderen staatlichen, patriarchalen Organisationen (Moser 1993: 197). Damit blendet sie nicht nur Machtverhältnisse und Differenzen zwischen Frauen aus, sondern verkleinert auch den diskursiven Abstand zwischen sich selbst, der Planerin, und Frauen im Süden, die sie beschreibt. Durch die Konstruktion eines im Wesentlichen einheitlichen, globalen Zusammenhangs von Frauenbewegungen neutralisiert Moser die Standpunkte innerhalb dieser diskursiven Gruppe und kann so einer Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremddarstellung, wie Mohanty und Spivak sie vornehmen, ausweichen.

Sowohl DAWN als auch Moser sprechen Frauen im Süden eine nicht näher bestimmte maternalistisch-fürsorgliche Grundhaltung zu. Sie bewerten diese Haltung deutlich unterschiedlich. Das DAWN-Netzwerk beschreibt „women’s values of nurturance and solidarity“ als Grundlage eines Ethos, das es nicht nur als besonderes Potential der Frauenbewegung bezeichnet, sondern in allen menschlichen Beziehungen zur Wirkung kommen sehen will. Moser hingegen spricht von „problems relating to female consciousness“ (Moser 1993: 104). Da Moser diese Geisteshaltung nach Maßgabe ihrer Auswirkungen auf den innerfamiliären Ressourcen- und Machtoutput für Frauen bewertet, fällt ihr Votum verhalten aus. Ihre Gender-Planungsmethoden sind unter anderem daraufhin angelegt, Verteilungsverhandlungen und -kämpfe innerhalb von Haushalten zu induzieren, die Frauen zugute kommen sollen, um somit das identifizierte ‘Problem’ einer Lösung zuzuführen. Damit legt Moser einen Bewertungsmaßstab an, der weder den Selbstbeschreibungen der betroffenen Frauen entspringt noch, wenigstens, kontextsensiblen, radikal differenzierenden Studien folgt, die Spivak im Fall von Fremdbeschreibungen gutheißt.

Indem sie zur Bezeichnung einer fürsorge-ethischen Orientierung den Ausdruck „female consciousness“ verwendet, essentialisiert Moser diese zudem. ‘Weibliches Bewußtsein’ impliziert eine viel weitreichendere biologisch-deterministische Verankerung der besagten Grundhaltung als beispielsweise der Ausdruck „women’s values“, den DAWN verwendet. Doch obwohl DAWNs „women’s values“ als Ergebnis individueller oder kollektiver rationaler Prozesse, also willentlicher Entscheidungen historisch spezifischer Frauen gelesen werden

können, ist auch DAWN für die maternalistische Grundhaltung des Manifests kritisiert worden.¹⁵⁵

Anders als der Mosersche Essentialismus ist jedoch DAWNs Maternalismus auch als (identitäts-)politische Strategie im Sinne von Spivaks strategischem Essentialismus interpretierbar. Denn die DAWN-Frauen entwerfen mit ihrem Manifest nicht nur ein alternatives Entwicklungskonzept. Sie konstruieren auch eine positiv konnotierte, emanzipative Dritte-Welt-Frauen-Identität. Darüber hinaus sieht ihre Vision vor, das feministische, an Solidarität orientierte Ethos zur gesellschaftlichen Transformation gegen die dominanten kapitalistisch-(neo)liberalen Werte einzusetzen. Sie erklären:

„At its deepest it is not an effort to play ‘catch up’ with the competitive, aggressive ‘dog-eat-dog’ spirit of the dominant system. It is, rather, an attempt to convert men and the system to the sense of responsibility, nurturance, openness, and rejection of hierarchy that are part of our vision.“ (Sen/Grown 1988: 79)¹⁵⁶

Dritte-Welt-Frauen stellt DAWN, abgesehen von den „women’s values“, jedoch keinesfalls als homogene Gruppe dar. Vielmehr betont das Kollektiv sowohl Differenzen entlang der Unterscheidungskategorien Klasse, ‘Rasse’, Region und Ethnizität als auch eine kulturelle Zerrissenheit zwischen Tradition und Moderne.

Die gesellschaftliche Position armer Dritte-Welt-Frauen beschreibt DAWN vorsichtig und unter dem Hinweis auf lokale und historische Spezifika. DAWN beschränkt sich in dieser Beschreibung weder auf die geschlechtliche Position von Frauen noch auf materielle oder aus materiellen Ursachen entwachsende Aspekte. Vielmehr zieht die Gruppe verschiedene Analysekatoren heran, weist auf die kulturelle Verwurzelung der Geschlechterverhältnisse hin und beschreibt Frauen zwar tendenziell als gesellschaftlich und wirtschaftlich untergeordnet, jedoch nicht als hilflose Opfer: arme Frauen sind in DAWNs Sicht die vielversprechendsten Akteurinnen politischer Kämpfe für sozialen und politischen Wandel.

¹⁵⁵ Vgl. z.B. Chowdhry 1995: 38.

¹⁵⁶ Auch Geeta Chowdhry, die eigentlich vor einer „romantic, essentializing vision of Third World women“ warnt, spricht, wenn auch nur in einem Nebensatz, von der politisch-strategischen Dimension der Verwendung maternalistischer Essentialismen. Mit kritischem Blick auf eine Überbetonung der fürsorgenden Rolle von Dritte-Welt-Frauen betont sie: „While *politically strategic*, this construction comes dangerously close to the essentialist assumptions and strategies of WID.“ (Chowdhry 1995: 38. Hervorhebung: I.K.) Folgt man Spivaks Unterscheidung zwischen strategisch-emanzipatorischer Selbst-Essentialisierung und der Essentialisierung anderer, muß man Chowdhrys Vorbehalt nur bedingt teilen.

Ihre allgemeinen Aussagen über die Situation armer Frauen im Süden begründen die DAWN-Aktivistinnen empirisch. Gewonnen haben sie sie, so DAWN, in „critical examinations (...) of empirical evidence (...) as well as our own experiences as researchers and activists“ (Sen/Grown 1988: 15). Damit leiten sie ihre allgemeinen Aussagen - zumindest formal - aus denjenigen konkreten empirischen Situationen ab, über die diese wiederum Auskunft geben sollen - und nicht etwa aus anderen Kontexten und/oder primär aus normativen Überzeugungen. Mohantys Kritik kolonisierender feministischer Diskurse - im Falle DAWNs würde es sich um eine Selbst-Kolonisierung handeln - hält das DAWN-Manifest daher stand.¹⁵⁷

Feminismus ist für DAWN nicht eine weltumgreifende einheitliche Bewegung, in der sich schwesterlich Gleiche aufgrund gemeinsamer Unterdrückungserfahrungen zusammenschließen. DAWN macht vielmehr auf die Notwendigkeit der Koexistenz einer Vielfalt *unterschiedlicher* Feminismen aufmerksam - und betont nicht kontextübergreifende Gemeinsamkeiten weiblicher Unterdrückungserfahrungen, sondern Unterschiede solcher Erfahrungen sogar innerhalb konkreter Kontexte. Dieses plurale Feminismuskonzept setzt auf Bündnisse der verschiedenen partikularen Strömungen untereinander, die wiederum „through a process of debate and action“, erreicht werden müßten (Sen/Grown 1988: 24). Globaler Feminismus setzt somit die deutliche Benennung und das Aushandeln von Differenzen und Machtverhältnissen *zwischen Frauen* ebenso voraus wie gemeinsames politisches *Handeln* verschiedener Feministinnen beziehungsweise verschiedener Gruppen und Organisationen von Feministinnen. DAWNs Konzept eines globalen Feminismus ist somit sowohl aktions- als auch themenorientiert. Auch in diesem Punkt deckt es sich weitgehend mit den Vorstellungen postkolonialer Feministinnen.

Abgesehen von dieser politisch-theoretischen Frage stellt sich bezogen auf DAWNs Strategie die politisch-praktische Frage nach den Chancen einer Umsetzung. Leider explizieren die DAWN-Frauen nicht, wie der fundamentale Wertewandel, den sie anstreben, vonstatten gehen soll.

¹⁵⁷ Die gegenteilige Auffassung vertritt Mitu Hirshman in ihrem Aufsatz *Women and Development: A Critique*. Hirshman wirft DAWN vor, durch die Einnahme der Perspektive armer Frauen marxistische Analyseraster zu übernehmen, die „vulnerable to charges of essentialism, foundationalism and ethnocentrism“ seien sowie „the androcentric bias inherent in the Enlightenment philosophy“ reproduzierten (Hirshman 1995: 45 und 49). Eine wirkliche Alternative gegenüber den WID-Ansätzen oder - wenigstens - dem entwicklungspolitischen *malestream* stellt das DAWN-Papier laut Hirshman daher nicht dar. Vielmehr tendiere es dazu, „both the complexity of the development process and women’s existence“ zu reduzieren: „by reducing it to the universal category of either *labor* (...) or *gender oppression*“ (ibid. 53). Obwohl ich Hirshmans anti-essentialistisches Ansinnen prinzipiell begrüße, halte ich ihre Interpretation aus verschiedenen Gründen - sie alle anzuführen würde den Rahmen dieser Fußnote sprengen - für höchst problematisch.

Mosers Beschreibung der Situation und gesellschaftlichen Position von Frauen - daß sie ihre Darstellung in erster Linie auf einkommenschwache Frauen im Süden bezieht, ist zwar anzunehmen, allerdings nicht eindeutig im Text formuliert - ist genauso wie ihre Ausführungen zur maternalistischen Grundhaltung von Essentialisierungen jener Art durchsetzt, die Mohanty zum Anlaß ihrer Kritik kolonisierender feministischer Diskurse genommen hat. Dabei vollzieht Moser einige dieser diskursiven Schritte im ausdrücklichen Bewußtsein darüber, daß sie für problematisch erachtet werden können - und versieht sie mit der entschuldigenden Erklärung, daß die Imperative entwicklungspolitischer Projektplanungsverfahren ein solches Vorgehen erforderlich machten.

An mehreren Stellen ihres Textes weist Moser auf die Notwendigkeit von Simplifizierungen bezüglich der Beschreibung von Geschlechterverhältnissen hin.¹⁵⁸ Statt kontextspezifische Analysen der Verhältnisse konkreter Männer und Frauen zueinander einzufordern, die auch die Betroffenen nach der eigenen Einschätzung dieser Verhältnisse befragen würden, legt sie ihrem Gender-Planungsmodell die Annahme zugrunde, Frauen hätten prinzipiell drei Rollen - die reproduktive, die produktive und die gemeindebezogene - nicht nur zu erfüllen, sondern auch zu balancieren. Frauen seien dabei grundsätzlich unterdrückt, solange eine geschlechtliche Arbeitsteilung herrsche. Die geschlechtliche Arbeitsteilung sei gleichzeitig genau der Faktor, der die gesellschaftliche Position von Frauen maßgeblich bestimme.

Gewonnen sind diese Prämissen durch die Simplifizierung nicht genauer benannter Quellen „of feminist academic research“, wobei Moser die Simplifizierung als planungsnotwenige ‘Übersetzung’ ausweist: „the purpose of simplification is to translate“ (Moser 1993: 5 und 176). In Analysen und Konsultationen vor Ort, die im Rahmen von Gender-Planungsverfahren stattfinden, sollen dann lediglich noch die lokalspezifischen Variationen dieser Grundannahmen ermittelt werden.

Dieses Argumentationsmuster ist genau dasjenige, das Mohanty dafür kritisiert, diskursiv kolonisierende Wirkungen zu entfalten. Denn auch Moser konstruiert die ‘Dritte-Welt-Differenz’, die Mohanty im Zentrum der kolonisierenden feministischen Diskurse ausmacht.¹⁵⁹ Sie blendet Komplexitäten der Lebenssituationen von Frauen im Süden aus und homogenisiert und systematisiert die Unterdrückung dieser Frauen. Somit entsteht das Bild einer klaren Struktur, die nicht nur für die Unterordnung, sondern für die gesamte Situation von Dritte-Welt-Frauen

¹⁵⁸ Vgl. z.B. Moser 1993: 5; außerdem das Unterkapitel 4.2.1 dieser Arbeit.

¹⁵⁹ Vgl. Mohanty 1991: 53; außerdem S. 41 dieser Arbeit.

verantwortlich scheint: die klare, dichotome Differenz zwischen Männern und Frauen, die sich manifestiert in den „very real interests of the state, civil society and men in subordinating women through control of their status, bodies and indeed sometimes even their lives“ (Moser 1993: 48).¹⁶⁰

Moser vertritt das Modell des *global-sisterhood*-Feminismus und erachtet eine gemeinsame Unterdrückungserfahrung von Frauen als notwendige Grundlage feministischer Politik und Organisationen - sowohl global als auch im Süden. Nicht nur bezogen auf die Darstellung von Frauen und ihrer gesellschaftlichen Position, sondern auch bezogen auf Aussagen über Möglichkeiten feministisch-politischen Handelns vollzieht Moser dabei eine diskursive Operation, die Mohanty als Kolonisierung identifiziert und kritisiert: Sie überträgt Analysekatoren und Wertmaßstäbe, die ihrer eigenen Umgebung entstammen, auf Frauen und Situationen im Süden. Diese sieht und bewertet sie dann ausschließlich nach Maßgabe dieser Größen.

Durch diese diskursive Strategie erreicht Moser vier Dinge. Erstens wird die bloße Existenz geschlechtlicher Arbeitsteilung mit der Unterdrückung von Frauen identifiziert. Zweitens wird jene zur wichtigsten (Unterdrückungs-)Erfahrung von Frauen überhaupt erhoben. Drittens konstruiert Moser das Bild der ‘typischen Dritte-Welt-Frau’.¹⁶¹ Viertens schließlich konstruiert sie eine klare Abgrenzung ihrer eigenen Position von diesem Bild. Da sie selbst einen hochdotierten Job in einer klassischen Männerdomäne innehat und außerdem, wie sie in der Einleitung zu *Gender Planning and Development* anmerkt, auch die Balance zwischen diesem Job, ihrer reproduktiven Rolle und ihren Aufgaben innerhalb der PlanerInnen-Gemeinde im Griff hat,¹⁶² kann sich Moser in Abgrenzung zu Dritte-Welt-Frauen als (feministisch) gebildet, modern und frei präsentieren, während sie diese - weniger feministisch gebildet, daher von traditionalerem und weiblichem Bewußtsein - als genderbezogen unfrei gleichzeitig repräsentiert und viktimisiert.¹⁶³ Ausgehend von diesem Punkt kann Moser dann ihr Gender-Planungsverfahren oder, als abgespeckte Variante, feministisches Wissen aus dem Norden anbieten, um der Mißlage im Süden abzuhelpfen.

¹⁶⁰ Siehe auch S. 87 dieser Arbeit.

¹⁶¹ Diese diskursive Konstruktion kritisiert Mohanty vehement. Vgl. S. 42.

¹⁶² „... Finally, my sons Titus and Nathaniel spent their teenage years soaking up gender planning, never complained when I ‘closed the kitchen’, and were always proud of me; and lastly, my partner through this voyage, Peter Sollis, never lost faith, was relentless in his encouragement and bullied me to finish.“ (Moser 1993: xii.) Die Arbeit an ihrem Buch könnte man als Tätigkeit ansehen, die Moser in Erfüllung ihrer *Community-Managing*-Rolle verrichtet hat.

¹⁶³ Vgl. S. 42.

DAWNs Entwicklungsideen setzen im Gegensatz zu denen Mosers 'unten', an der Basis an: dort will das Netzwerk die im Manifest formulierten Strategievorschläge diskutiert wissen, und dort lokalisiert DAWN die AkteurInnen für emanzipative Entwicklungsalternativen. Die genaue Ausformulierung jeweiliger Ziele überlassen die DAWN-Frauen unter Hinweis auf die große Vielfalt politischer Themen und Methoden¹⁶⁴ bewußt den konkreten Gruppen, deren Handeln im Zentrum der von DAWN vorgeschlagenen alternativen Entwicklungsmethoden steht. Damit sind diejenigen Interessen Ausgangspunkt ihrer Vision, die Molyneux „women's interests“ genannt hat: jene nicht generalisierbaren Interessen von Frauen, von denen Molyneux sagt: „there is no consensus over what these interests are or how they are to be formulated“ (Molyneux 1985: 231).¹⁶⁵ Den Begriff 'Interesse' vermeiden die DAWN-Frauen jedoch weitgehend; statt dessen setzen sie bei Grundbedürfnissen und bei politischen Themen, *issues*, an. Der Entwicklungsprozeß ist damit für DAWN ein genuin politischer Prozeß; die vorgeschlagenen Strategien und Methoden basieren auf bewußt politischen Bewegungen und Kämpfen.

Moser hingegen entpolitisiert Frauen im Süden; politisch werden deren Aktivitäten erst, wenn feministisches Wissen oder Gender-Planung ins Spiel kommen. Moser setzt nicht, wie DAWN, bei Interessen konkreter Frauen an, sondern bei praktischen und strategischen Gender-Bedarfen. Diese wiederum befinden sich in Mosers Konzept in einem klar hierarchischen Verhältnis: nur die strategischen Gender-Bedarfe sind feministisch, nur sie sind politisch, nur ihre Deckung stellt eine Alternative zu den defizitären WID-Planungsansätzen dar.¹⁶⁶ Der politische Kampf für strategische Gender-Bedarfe erfordere, so Moser weiter, „[a] level of consciousness often identified as 'feminist'“ (Moser 1993: 39) - aus diesem Grunde müßten diese Bedarfe auch meist von Expertinnen identifiziert werden. Da die betroffenen Frauen selbst dieses feministische Bewußtsein (noch) ermangelten - Moser spricht ihnen statt dessen ein weibliches Bewußtsein zu - bleibt für sie bloß die Identifikation praktischer, eher technischer Gender-Bedarfe. Deren isolierte Deckung wiederum, so Moser, berge die Gefahr, die subordinierte Position von Frauen dadurch zu festigen, daß sie es ihnen ermögliche, ihre traditionellen, in der herkömmlichen Arbeitsteilung verfangenen Aufgaben besser zu verrichten.¹⁶⁷ Ohne Intervention von außen, scheint es, wird sich an den überkommenen, unterdrückerischen (Geschlechter-) Verhältnissen im Süden nichts ändern; denn ohne

¹⁶⁴ Vgl. Sen/Grown 1988: 80; sowie Unterkapitel 4.1.2, S. 68f. dieser Arbeit.

¹⁶⁵ Siehe auch S. 90 dieser Arbeit.

¹⁶⁶ Vgl. Moser 1993: 41 und 190; sowie S. 93 dieser Arbeit.

¹⁶⁷ Vgl. Moser 1993: 123.

feministische oder genderplanerische Einflüsse ist der Süden - nach Mosers Darstellung - ein weitgehend frauenpolitikfreier Raum. Diese Argumentationsstrategie, die sehr an Selbstrechtfertigungsversuche christlicher MissionarInnen während der Kolonialzeit erinnert - damals ging es allerdings um die Befreiung von Seelen anstatt von Frauen -, wird nicht nur von der Konstruktion der beiden Gender-Bedarfe gestützt, sondern auch von der Konstruktion der Geschlechterrollen: *community politics*, die einzige explizit politische Rolle, kommt nach Moser lediglich Männern zu; die Gemeindeaktivitäten der Frauen definiert Moser als vorpolitische Erweiterung der reproduktiven Rolle und lokalisiert sie in der erweiterten häuslichen Sphäre und nicht in der Öffentlichkeit.¹⁶⁸ An diese Argumentation knüpfen sich verschiedene Probleme.

Das erste Problem betrifft das Verhältnis zwischen Mosers Planungsinterventionsstrategie und den Aktivitäten von Frauenorganisationen, die sie im Zusammenhang der vierten Planungskomponente abhandelt, den zivilgesellschaftlichen Strukturen der Partnerregion. Wie sich gezeigt hat, bleibt Moser bezogen auf das Verfahren Zielgruppenpartizipation und hinsichtlich der Modi einer Einbindung zivilgesellschaftlicher Organisationen in die Gender-Planung sehr undeutlich - und spricht lediglich knapp von Konsultationsprozessen.¹⁶⁹ Ich vertrete die These, daß diese Unklarheit in Mosers Argumentationsstrategie angelegt sein könnte; denn diese sieht eigenständige politische Aktivitäten von Frauen im Süden nicht vor. Folgerichtig diskutiert Moser die Frauenorganisationen auch wesentlich verhaltener und skeptischer als die DAWN-Aktivistinnen, die deren Potential für alternative Entwicklungsprozesse in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellen und explizit betonen, daß es sich bei den Organisationen um großteils lokal verwurzelte und politische Gruppierungen von Dritte-Welt-Frauen und nicht so sehr um das Ergebnis erfolgreicher Planungsinterventionen handelt. Moser hingegen stellt Frauenorganisationen zunächst entweder als exogen induziert oder als mangelhaft feministisch dar.

Die gesamte Geschichte hindurch, argumentiert Moser, haben sich Frauen entlang gemeinsamer Interessen, die mit ihren praktischen Gender-Bedarfen und ihren Rollen innerhalb des Geschlechterverhältnisses korrespondieren, informell zusammengeschlossen. „External state influence“, konstatiert sie sodann, „has *also* been a critical determinant of the growth and success of women’s groups“ (Moser 1993: 196; Hervorhebung: I.K.). Die beiden Beispiele, die Moser zur Unterstützung dieser Aussage anführt, suggerieren jedoch, daß externe Einflüsse die

¹⁶⁸ Vgl. Moser 1993: 35; sowie S. 86 dieser Arbeit.

¹⁶⁹ Vgl. Moser 1993: 100ff. sowie S. 98 dieser Arbeit.

entscheidenden Determinanten gewesen sind. Das erste Beispiel bezieht sich auf Nachbarschaftskomitees in Guayaquil, Ecuador. Laut Mosers Beschreibung existierte dort schon lange ein informelles Petitionsverfahren, das darin bestand, daß BürgerInnen (Versorgungs-)Leistungen für ihre Wahlstimmen forderten. Eine in Mosers Augen anscheinend entscheidende Formalisierung dieses Verfahrens schienen die GuayaquilanerInnen eigenständig entweder nicht organisieren zu können oder nicht organisieren zu wollen. Es bedurfte dazu Hilfe von außen: „In formalizing this process“, so Moser, „an external donor, US President Kennedy’s Alliance in Progress Programme, provided the greatest influence. In this programme USAID grant allocation was conditional on the setting up of *barrio* committees.“ (Moser 1993: 196) Auch das zweite Beispiel, das sich auf Frauengruppen in Kenia bezieht, ist in Mosers kurzer Darstellung so angelegt, daß externe Interventionen und nicht etwa politische Handlungsmacht von Kenianerinnen ins Blickfeld rücken. Moser leitet ein: „In Kenya, (...) women’s groups owe far more to the workings of the modern state than to ‘traditional’ forms of mutual association and co-operation.“ (Moser 1993: 196).

Während sich diese Beispiele, mit deren Hilfe Moser die These des exogen induzierten Erfolgs von Frauenorganisationen im Süden vertritt,¹⁷⁰ auf praktische Gender-Bedarfe beziehen, spricht Moser ein ausreichend feministisches Bewußtsein den Nachfolgeorganisationen derjenigen Frauenorganisationen ab, die auch vor dem Einsetzen entwicklungspolitischer Maßnahmen schon an strategischen Gender-Bedarfen interessiert waren. Schon im neunzehnten Jahrhundert, so Moser, ist Dritte-Welt-Feminismus eine entscheidende Kraft politischen Wandels gewesen. Doch obwohl die Ursprünge der „Third World women’s organization around strategic gender needs“ derart weit zurückreichen (Moser 1993: 197), hätten Frauen in der Folgezeit ihre Kämpfe nationalistischen oder patriotischen Kämpfen, der Agitation der Arbeiterklasse und Bauernbewegungen untergeordnet, anstatt autonome Frauenbewegungen zu bilden. Nachdem sie in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ihr Ziel, die Erkämpfung gesetzlich verankerter Rechte für Frauen, erreicht hatten, wandelten sich diese Organisationen - „in countries as

¹⁷⁰ Natürlich gibt es auch ganz andere Beispiele erfolgreicher Frauenorganisationen, die ohne USAID-Gelder und den Staat auskommen oder sogar gegen seine Politik gerichtet sind, wie die Menschenrechts- und Witwenorganisation CONAVIGUA in Guatemala oder die argentinischen *Madres de la Plaza de Mayo*. Gerade die lateinamerikanischen Angehörigenorganisationen, die für die Einhaltung von Menschenrechten und die Aufklärung der Verschleppung ihrer Männer, Brüder und Väter kämpfen, fallen aus Mosers Raster verschiedener Gender-Bedarfe heraus; unter den Frauenorganisationen in Lateinamerika nehmen sie jedoch eine zentrale Rolle ein. Literatur über solche Organisationen - nicht nur in Lateinamerika - existiert mittlerweile in Fülle; siehe z.B. die beiden Aufsatzsammlungen Radcliffe/Westwood 1993 und Wieringa 1995.

diverse as India, Kenya and Columbia“ (Moser 1993: 197) - nach Moser in Wohlfahrtsvereine und verloren strategische Gender-Bedarfe aus dem Blick. Nach politisch-emanzipatorischen Gesichtspunkten sei von ihnen heute daher nicht mehr viel zu erwarten:

„Lacking any consciousness of their own oppression, they directed their attention at ‘uplifting’ lower-class women. Not only do such organizations fail to address strategic gender needs. In addition, in taking responsibility for social welfare provision, they comply and reinforce the state’s attitude to social welfare as ‘women’s concern’.“ (Moser 1993: 197)

Moser schätzt das politische Potential lokaler Frauenorganisationen für *empowerment*-Prozesse - *empowerment* weniger im selbstdefinitorischen Sinne DAWNs als im vornehmlich materiell vermittelten Sinne Mosers - daher sehr verhalten ein; solange diese nicht in Gender-Planungsverfahren eingebunden sind. Sie diskutiert Frauenorganisationen lediglich in diesem Zusammenhang. Was sie interessiert, sind „internal and external constraints and opportunities for women’s NGOs to empower and emancipate themselves *through the planning process*“ (Moser 1993: 204; Hervorhebung: I.K.).

Mosers Konzept der Gender-Planung ist damit bis auf die deutliche Lücke, die sich zwischen ihrer Argumentationsstrategie und ihrem Postulat „since the development of gender planning comes out of the social and political movements that women themselves now generate, (...) its success ultimately must depend on their participation in the planning process“ auftut (Moser 1993: 10),¹⁷¹ ein widerspruchsfreies, in sich geschlossenes System.¹⁷² Die Lücke schließt sich, sobald man das Partizipationspostulat als Lippenbekenntnis auffaßt.

¹⁷¹ Dieses Postulat trifft im Grunde noch keine Aussage darüber, daß *Frauen im Süden* in Planungsprozesse einbezogen werden müssen; denn wie sich gezeigt hat, setzt sich Moser explizit von dortigen Frauenbewegungen ab. In den Passagen ihres Textes, in denen sie sich über Partizipation äußert, fordert sie folgerichtig die Beteiligung von *Frauen* - das können jedoch auch Planerinnen aus dem Norden sein. Moser legt dennoch nahe, daß sich „the social and political movements that women themselves now generate“ auch auf Frauenbewegungen im Süden erstrecken - denn in dem Satz, der dem gerade zitierten folgt, kündigt sie an: „This final chapter, therefore, examines current Third World women’s organizations and movements“. (Moser 1993: 10)

¹⁷² Die Lücke in Mosers Konzept ist natürlich nicht im verborgenen gebliebenen. So bemerkt beispielsweise Claudia von Braunmühl: „Zwar betont Moser: ‘In the last analysis gender planning also requires a political agenda -- the subject of the concluding chapter of the book’, doch findet sich dort dann eine interessante Diskussion zu Nicht-Regierungsorganisationen (NRO) im allgemeinen und Frauenorganisationen im besonderen, aber keine Bestimmung über deren Rolle im Prozeß von Gender-Planung.“ (Braunmühl 1997: 383)

Moser betont, daß Simplifizierungen notwendig für Entwicklung und Umsetzung handhabbarer Planungsverfahren seien. Gleichzeitig handelt sie sich gerade aufgrund ihrer simplifizierten Kategorien und der relativ starren Struktur ihres Planungsmodells, das eine ‘Übersetzung’ ihrer Argumentationsstrategie darstellt, weitere Probleme ein. Diese sind eng verknüpft mit dem bereits beschriebenen Problem um die Einbindung von Partizipationsverfahren in das Konzept der Gender-Planung. Sie betreffen erstens Mosers Umgang mit Feministinnen, die eine Auffassung vertreten, die von derjenigen, auf der ihr Gender-Planungsmodell beruht, abweicht. Zweitens betreffen sie die Tauglichkeit ihres Kategoriensystems zur Erfassung lokaler Spezifika von Frauenaktivitäten und -bewegungen im Süden. Das Problem um Mosers Umgang mit Feministinnen abweichender Überzeugung besteht darin, daß Moser lokalen Feminismen im Süden, die in ihrer Prioritätensetzung Mosers Thesen widersprechen, den Feminismus-Status abspricht. Das geschieht dadurch, daß sie klar die Deckung strategischer Gender-Bedarfe durch die Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung als feministische Norm bestimmt. Diese Norm ist allerdings umstritten. Die indische Autorin Devaki Jain beispielsweise vertritt eine ganz andere Auffassung von Feminismus als Moser und erklärt in einer Diskussion westlicher feministischer Ansätze „which appear inappropriate elsewhere“ (Jain 1978: 9):

„Female-versus-male attitudes are often rejected because of concepts in both Eastern religious and agrarian peasant work patterns that are based on the assumption of unity and complementary functions of male and female. (...) For example, in agriculture, some believe that women should not touch the plough and men should not sow the seed, but if the two combine the crop will be plentiful. In an agrarian economy where survival depends on the economic output of the household, it emerges as a unit where males and females complement each other. They see each other’s importance and weave a life where they can maximize the yield to the household from these efforts. (...) In a sense this distaste for a philosophy where equality is understood to be similarity to men, is essentially feminist, as I understand it.“ (Jain 1978: 11f.)¹⁷³

Jains Feminismuskonzept steht demjenigen Mosers diametral entgegen. In der Logik ihrer Argumentation müßte Moser Jain mangelndes feministisches Bewußtsein vorhalten; denn diese vertritt gerade jene These vom Privathaushalt als komplementärer Einheit, deren Ablehnung das Kernelement von Mosers Planungsansatz darstellt. Während Molyneux Jain ihr ‘falsches Bewußtsein’ vor-

¹⁷³ Diese Quelle ist relativ alt - stammt jedoch aus derselben Zeit wie die feministischen Theorien, die die Grundlage Mosers Gender-Planungskonzeptes bilden.

halten könnte¹⁷⁴ - eine Wendung, die Moser glücklicherweise nicht übernommen hat -, bleibt Moser lediglich die neokoloniale Option, ihr eigenes Feminismus-Konzept zum Maßstab desjenigen Jains zu machen - solange zumindest, wie sie nicht von dem Gender-Planungsmodus abrückt, den sie in ihrem Buch beschreibt. Das Problem ist an diesem Punkt nicht nur, daß Moser damit die Kritik postkolonialer Feministinnen auf sich ziehen würde. Das Problem verweist auch auf die Lücke in Mosers Konzept, die sich zwischen ihrer Argumentation und ihrem Partizipationsanspruch auftut. Denn in ihrem Planungsansatz fehlen Verfahren, mit denen feministische Interessengegensätze produktiv ausgehandelt werden könnten. „Planning as debate“ bezieht sich bei Moser lediglich auf Debatten, die stattfinden, nachdem die Grundkategorien weiblicher Unterdrückung und die strategischen Gender-Bedarfe längst festgelegt wurden. Frauen im Süden sind in Mosers Argumentation entweder noch keine Feministinnen - wie diejenigen Frauen, denen sie ein weibliches Bewußtsein, „female consciousness“ nachsagt und die sie nicht in der Lage sieht, ihre strategischen Gender-Bedarfe selbst zu bestimmen. Oder aber ihnen wird unterstellt, sich mit feministischem Wissen, das zu einem ‘feministischen Bewußtsein’ und damit der Fähigkeit zur Bestimmung strategischer Gender-Bedarfe gereicht, notwendig den Moserschen Feminismus - der als unumstrittener Feminismus dargestellt wird - angeeignet zu haben. Somit schließt Mosers Planungsmodell eine Interaktion zwischen Frauen unterschiedlicher Überzeugungen nach dem Koalitionsmodell aus. Das Koalitionsmodell - zur Erinnerung - bevorzugen postkoloniale Feministinnen sowie die DAWN-Frauen gegenüber dem *sisterhood*-Modell gerade deshalb, weil es Differenzen und Machtverhältnisse zwischen Frauen anzuerkennen und zu mediatisieren in der Lage ist.

Das dritte Problem, das sich aus Mosers Argumentationsstrategie und ihrem Planungsmodell ergibt, knüpft sich an die Simplifizierungen, die Moser zur Entwicklung ihrer Kategorien vornehmen mußte. Durch die klaren Zuweisungen, die mit diesen Kategorien verbunden sind - nur strategische Gender-Bedarfe sind politisch und feministisch, *community managing* ist eine vorpolitische Aktivität -, kann es Moser nur schwer gelingen, feministische Aktionsmodi zu fassen, die traditionelle Frauenrollen klar überschreiten, indem sie sie aus strategischem Kalkül heraus politisch instrumentalisieren. Frauenorganisationen und -aktionsgruppen, die die traditionelle Frauenrolle strategisch einsetzen, um ihre politischen Ziele zu verfolgen - das prominenteste Beispiel sind die lateinamerikanischen Mütter- und Witwenorganisationen, die sich für ihre verschwundenen Angehörigen und die

¹⁷⁴ Vgl. Molyneux 1985: 234; sowie S. 91 dieser Arbeit.

Durchsetzung von Menschenrechten einsetzen¹⁷⁵ -, erzielen ihre politische Wirkung (sowie den persönlichen Schutz ihrer Aktivistinnen) daraus, daß sie die klassische vorpolitische, am Wohl der Familie orientierte reproduktive Frauenrolle öffentlich anerkennen. Durch solche performativen Akte sind sie in der Lage, ihre politischen Aktionen ebenfalls als vorpolitische, lediglich am Wohlergehen der persönlichen Angehörigen interessierte Aktivität zu repräsentieren.¹⁷⁶ Durch diese Strategie sind die Frauen, die in diesen Gruppen mitarbeiten, nicht nur in der Lage, sich für dasjenige einzusetzen, was Molyneux „women’s interests“ nennt - in diesem Falle den Kampf gegen einen repressiven Staat. Durch diese Strategie verflüssigen sich auch die traditionellen Geschlechterrollen und ihre gesellschaftlichen Zuschreibungen. Indem sie als Mütter agieren, gelingt es den *Madres de la Plaza de Mayo* und ähnlichen Gruppen, die klassische Trennung zwischen einer privaten und einer öffentlichen Sphäre zu verwischen. Da die Mütter explizit in ihrer reproduktiven Rolle in die Öffentlichkeit treten, lehnen sie gleichzeitig zwei Zuschreibungen ab: die Ansicht, die reproduktive Rolle sei apolitisch sowie die der privat/öffentlich-Unterscheidung zugrundeliegende Auffassung, private, reproduktive Angelegenheiten gehörten in die häusliche oder zumindest in die erweiterte häusliche Sphäre.¹⁷⁷ Mit dem Moserschen Kategoriensystem sind diese Aktivitäten nicht zu fassen.

Marianne Marchand hat darauf hingewiesen, daß nicht nur politische Gruppierungen und Bewegungen, sondern auch einzelne Frauen von der Trennung zwischen praktischen und strategischen beziehungsweise feministischen und femininen Belangen auf strategische Weise Gebrauch machen. Bezogen auf die „feminist-feminine dichotomy“ schreibt Marchand:

„It should be recognized that working-class women in Latin America quite regularly use this dichotomy as a source of empowerment. Within societies where machismo and its counterpart marianismo have (until recently) generated clearly defined expectations about gender roles, women may need to justify their action(s) as an extension of their duties

¹⁷⁵ Siehe auch Fußnote 170, S. 112 dieser Arbeit.

¹⁷⁶ Vgl. Radcliffe/Westwood 1993a, besonders S. 16-19. Über die Frauengruppen und besonders die argentinischen *Madres* schreiben die Autorinnen: „Generally, the above-mentioned groups present themselves as ‘apolitical’, emphasizing their familial roles as mothers and wives, and presenting their lives as totally disrupted by their losses which they are trying to recover. By so doing the women reassert the importance of family life and their roles within this in a putatively apolitical manner: the *Madres* explained that ‘we don’t defend ideologies; we defend life’.“ (Radcliffe/Westwood 1993a: 18)

¹⁷⁷ Feministische Theoretikerinnen haben wiederholt die Gleichsetzung von ‘privat’ und ‘Haushalt’ kritisiert, die im Liberalismus nicht notwendig angelegt ist. Auch Moser vollzieht diese Gleichsetzung nach, wenn sie *community managing* in der erweiterten häuslichen Sphäre, *community politics* in der Öffentlichkeit lokalisiert.

and roles as women. (...) A straightforward statement about women's 'feminist' actions could easily arouse male opposition as well as women's anxiety about bridging socially ascribed gender roles. " (Marchand 1995: 63f.)

Diese Strategie gleicht sowohl der Argumentationsstrategie des Effizienzansatzes innerhalb des WID-Paradigmas als auch einer strategischen Vorgehensweise, die Moser im Zusammenhang ihres *Gender Planning Training* Konzeptes vorschlägt.¹⁷⁸ In beiden Fällen geht es um eine strategisch kluge Umgangsweise mit Männern, die feministischen Ansinnen abgeneigt sind. Ziel ist jeweils die Durchsetzung des eigenen Ansinnen und die Vermeidung eines offenen Konfliktes.

Während Moser diese Strategie für ihr eigenes Agieren in Anspruch nimmt, fällt sie bezogen auf Aktivitäten und Bedarfe von Dritte-Welt-Frauen aus ihrem Kategoriensystem heraus. Während Moser *empowerment* durch die Deckung strategischer Gender-Bedarfe, das heißt durch eine Veränderung von Geschlechterrollen erreichen möchte und die Austragung von Konflikten zu diesem Zweck für unabdingbar hält, erreichen Frauen in Marchands Beispiel *empowerment* durch die explizite Anerkennung ihrer Rolle, die sie dann allerdings, ebenso wie die *Madres*, performativ ausweiten.¹⁷⁹

Neben diesen Aktionsmodi gibt es politische Interessen von Frauen, „women's interests“, die aus Mosers Kategoriensystem herausfallen müssen beziehungsweise mit ihm nicht kompatibel sind. Zu diesen Interessen zählen all diejenigen, in deren

¹⁷⁸ Um Konflikte zu verhindern, die in Gender-Planungstrainingskursen auftreten könnten, schlägt Moser vor, zwischen einer professionellen, einer persönlichen und einer politischen Ebene zu unterscheiden und zu betonen, der Kurs beziehe sich auf die professionelle Ebene. Moser schreibt: „The logic is the following: if the 'personal' refers to the way in which individuals understand and analyse their personal relationships between men and women in their own society, the purpose of training is not to change such personal beliefs. Equally, if the 'political' refers to the feminist agenda in the individual's society, the training is not intended to challenge or change political stances on this issue. An emphasis on the 'professional' therefore assumes, for strategic reasons, an a priori awareness of the importance of women's role in development. It emphasizes focusing on the 'technical skills' required to improve professional competence. This allows participants to accept without hostility such tools as gender roles identification, gender needs assessment and the WID/GAD policy matrix.“ (Moser 1993: 179f.)

¹⁷⁹ Saskia Wieringa kritisiert Moser in diesem Zusammenhang dafür, daß sie durch die Kategorisierung der strategischen Gender-Bedarfe die Möglichkeit, daß Frauen in den Zielgruppen andere Probleme und Vorgehensweisen als strategisch definieren könnten, ausblende. Wieringa hält die Moserschen Kategorien daher für einen „top-down approach“ und schreibt: „Women may, for instance, decide that for reasons of survival, or to get the right to go outside their homes (for work, for the dining rooms, for their organization) they have to pamper their men with sex, with food, with other services, or even allow a beating from time to time. Cooking, or sleeping with your man may thus serve the strategy of gaining greater freedom of movement. It will not serve the strategy of changing the gender division of labour, which planners may decide is strategic.“ (Wieringa 1994: 840.)

Zentrum Selbstbestimmung und Selbstdefinition stehen - also auch DAWNs *empowerment*-Vision. Denn wie sich gezeigt hat, beruht Mosers Modell auf konkreten Vorannahmen darüber, „who qualifies as ‘woman’ and what that woman must think in order to represent the woman who is to be empowered“ (Spivak 1996: 3).¹⁸⁰ Frauen haben bei Moser drei Rollen inne, die sich alle außerhalb des Politischen bewegen. Sie sind aufgrund der geschlechtlichen Arbeitsteilung unterdrückt, haben strategische Gender-Bedarfe, zu deren Identifikation sie höchstens konsultiert werden müssen, und bedürfen - unter anderem - der Hilfe westlicher Planerinnen, um dieser Misere zu entkommen.

Einem Dialog, für den sich Moser selbst ausspricht,¹⁸¹ bietet ihr Planungsmodell daher keinen geeigneten Rahmen. Interaktionen zwischen PlanerInnen und Frauen aus den Zielgruppen finden in ihrem Modell eher nach dem Modus statt, den Spivak als *tokenism* kritisiert hat. Wenn PlanerInnen Vertreterinnen der Zielgruppe zur Konsultation laden, sind die Tagesordnungspunkte, in diesem Falle Gender-Prinzipien und korrespondierende Instrumente, bereits festgelegt; und während die *tokens* gehört werden, gehen andere ExpertInnen, sozusagen im Nebenzimmer, der eigentlichen Planungsarbeit nach und führen Gender-Diagnosen durch. Spivaks Meinung nach findet in einer derartigen Situation kein Dialog, sondern sein Gegenteil statt: „When you are perceived as a token, you are silenced in a certain way because if you have been brought there it has been covered, they needn’t worry about it anymore, you salve their conscience.“ (Spivak 1990: 61)¹⁸²

Ein Dialog erfordert wesentlich mehr als das, was Mosers Modell der Gender-Planung zu leisten imstande ist. Er erfordert interaktive Verfahren, die gegenseitiges Zuhören jenseits von *tokenism* ermöglichen. Voraussetzung dafür ist zunächst, daß alle Beteiligten die Möglichkeit zur Selbstdefinition und zur Bestimmung eigener Ziele haben. Ebenfalls erforderlich ist die Anerkennung von Differenzen zwischen den Beteiligten sowie Verfahren, sinnvoll mit Machtverhältnissen, die mit diesen Differenzen in einem interdependenten Verhältnis verwoben sind, umzugehen. Dialogische Verfahren in der Entwicklungszusammenarbeit erfordern darüber hinaus die Anerkennung der Tatsache, daß die PartnerInnen unter unterschiedlichen Voraussetzungen in die Zusammenarbeit gehen: Für die einen stellt ein Entwicklungsplanungsprojekt einen Auslandseinsatz und Karriere-Baustein dar, für die anderen einen Eingriff in ihre Lebenswelt, dessen Konsequenzen nicht unbedingt vorhersehbar sind.

¹⁸⁰ Vgl. S. 50 in dieser Arbeit.

¹⁸¹ Vgl. Moser 1993: 210; zitiert in Fußnote 129, S. 88 dieser Arbeit.

¹⁸² Zitiert auch auf S. 54 dieser Arbeit.

DAWN legt ein Konzept vor, das Strategien und Methoden enthält, die die Voraussetzungen für gelingende dialogische Verfahren erfüllen. Allerdings ist das DAWN-Konzept auf einer anderen Ebene angesiedelt als traditionelle Entwicklungsplanungsverfahren, zu denen auch die Gender-Planung gehört. DAWN setzt im Süden an und eruiert Möglichkeiten einer produktiven politischen Zusammenarbeit dortiger Frauengruppen. Obwohl DAWN eine Zusammenarbeit von Frauenorganisationen und Basisbewegungen auch auf globaler Ebene fordert und betont, daß die Ressourcenausstattung ein wichtiges Kriterium für den Erfolg der Organisationen im Süden darstellt; und obwohl die DAWN-Frauen wissen, daß Mittel für solche Initiativen und Projekte unter den derzeit gegebenen Verhältnissen in den meisten Fällen, wenn überhaupt, aus dem Norden zu erwarten sind, warten auch sie nicht mit konkreten Modellen auf, wie eine Nord-Süd-Zusammenarbeit sinnvoll gestaltet werden könnte. Mit der dezidierten Aussprache für *self-empowerment* und der Einforderung von Selbstdefinitionsprozessen lehnt DAWN jedoch zumindest Modelle wie dasjenige Mosers entschlossen ab.¹⁸³ Statt dessen fordert DAWN Zuhören und die Respektierung von Diversität ein.

Die Defizite, die Mosers Planungsmodell vor diesem Hintergrund aufweist, sind in der Verwendung simplifizierender Kategorien und daraus resultierender Homogenisierungen - sowohl von Frauen als auch von deren möglichen Bedarfen - begründet. Notwendig ist dieses Kategoriensystem nach Moser, um ein Planungsverfahren, das die Veränderung von Geschlechterverhältnissen intendiert, überhaupt erst entwickeln zu können und einen solchen Eingriff für PlanerInnen handhabbar zu machen.¹⁸⁴ Die privilegierte Position, die den EntwicklungsexpertInnen in Mosers Planungsansatz zukommt, ist somit ursächlich mit den Problemen des Ansatzes verknüpft. „Unlearning one’s privilege as one’s loss“¹⁸⁵, der Appell, den Gayatri Spivak an die Adresse der Privilegierten richtet, könnte also, wenn Gender-Planerinnen ihn beherzigen, zu einem Gewinn auch auf ihrer Seite führen.

¹⁸³ Gudrun Lachenmann hat darauf hingewiesen, daß die DAWN-Frauen bei der Weltfrauenkonferenz in Peking die Vereinnahmung ihres *empowerment*-Konzeptes durch den GAD-Ansatz kritisierten. Vgl. Lachenmann 1996: 1 und S. 6.

¹⁸⁴ Vgl. Moser 1993: 91.

¹⁸⁵ Vgl. Spivak 1990: 9: 42 und S. 57; außerdem S. 52 dieser Arbeit.

5. Fazit

Das entwicklungspolitische Gender-Planungsverfahren von Caroline Moser weist - das hat diese Arbeit gezeigt - bezogen auf die Emanzipationsforderungen, die postkoloniale KritikerInnen in Vertretung der Subalternen formuliert haben, substantielle Defizite auf. Der Nachweis dieser Defizite ist deshalb von Bedeutung, weil 'Emanzipation' und *empowerment* nicht nur Kernforderungen postkolonialer Kritik und feministischer Politik, sondern auch die Ziele der Gender-Planung selbst darstellen. Die dezidierte Ablehnung homogenisierender Zuschreibungen, die im Mittelpunkt aller postkolonialen Entwürfe steht, verweist damit zugleich auf das zentrale Problem des Moserschen Planungsverfahrens und auf eine mögliche Alternative.

Feministische Politikziele differieren untereinander ebenso wie Interessen von Frauen und Vorstellungen über gute Entwicklungsziele samt Modellen zu deren Verwirklichung; das hat allein schon die Gegenüberstellung der Konzepte von DAWN und Moser in dieser Arbeit gezeigt. Wenn also 'Emanzipation' und '*empowerment*' Kategorien sind, deren Gehalt selbst unter denjenigen, die ihre Durchsetzung bestreben, umstritten ist, liegt „safety“, um eine Wendung von Gayatri Spivak zu gebrauchen, „in specificity rather than in those labels“ (Spivak 1990: 60).¹⁸⁶

DAWN hat ein Entwicklungskonzept vorgelegt, in dem die Anerkennung von Diversität und Spezifität den Ausgangspunkt aller Überlegungen und Entwicklungsanstrengungen darstellt. Mit Entwicklungsplanungsverfahren im herkömmlichen Sinne hat die DAWN-Vision allerdings nichts zu tun. Daher ist auch nicht weiter verwunderlich, daß sich just an der Stelle in Mosers Planungskonzept eine Lücke auftut, an der sie Aspekte des DAWN-Ansatzes zu integrieren sucht. Ebenso wenig erstaunlich ist die Tatsache, daß die DAWN-Frauen die jüngsten GAD-Strategien dafür kritisiert haben, den *empowerment*-Gedanken vereinnahmt zu haben.¹⁸⁷

Teilt man grundsätzlich die Ansicht, Entwicklungsplanungsverfahren der *top-down*-Manier seien gut oder zumindest unumgänglich und ist man zusätzlich der Meinung, die Veränderung von Geschlechterverhältnissen durch ein solches Verfahren, also 'von oben', sei nicht nur erfolgversprechend, sondern auch legitim oder nach Maßgabe feministisch-emanzipatorischer Prinzipien sogar geboten, so stellt sich Mosers Modell der Gender-Planung als sorgfältig durchdachter und strategisch

¹⁸⁶ Siehe auch S. 54 dieser Arbeit.

¹⁸⁷ Vgl. DAWN 1995 sowie Fußnote 183 dieser Arbeit.

klug argumentierender Entwurf dar. Dadurch, daß sie die Ermächtigung von Frauen als Bedarfsdeckung deklariert, gelingt es Moser, dem im Kontext innerinstitutioneller Auseinandersetzungen oft gegen die „gender-Frauen“ erhobenen Vorwurf auszuweichen, in den von ihnen protegierten Planungsverfahren ginge es um die Durchsetzung von feministischen Partikularinteressen statt um allgemeine Entwicklung. Durch ihre Argumentationsstrategie, die Frauen im Süden als gleichzeitig unterdrückt und vorpolitisch konstruiert und Unterdrückungsverhältnisse als ausschließlich materiell vermittelt und daher durch relativ einfache Entwicklungsplanungsprozesse behebbbar definiert, erreicht Moser außerdem, daß Gender-Planung der einzige Ausweg aus einer Problemlage zu sein scheint, deren Verurteilung jede auch nur ansatzweise humanistische Haltung gebietet. Gender-Planung bekommt dadurch den Anstrich eines immer schon gegen Unterdrückungsverhältnisse gerichteten, immer schon guten Projektes.

Sobald man die prinzipiell hierarchische Logik des Entwicklungsplanungsdenkens hinterfragt, werden die Grenzen des emanzipatorischen Potentials der Moserschen Gender-Planung offensichtlich. Denn ihr Konzept basiert nicht nur auf der diskursiven Homogenisierung und Viktimisierung von Frauen im Süden und verallgemeinert nicht nur ein Feminismuskonzept, das weiße Mittelschichtsfrauen im Norden während der 70er Jahre von ihren persönlichen Unterdrückungserfahrungen abgeleitet haben, sondern blendet zudem Differenzen und mit ihnen verwobene Machtverhältnisse zwischen Planerinnen und Frauen aus den Zielgruppen aus. Wie sich gezeigt hat, enthält das Modell keine Verfahren, um Konflikte, die sich aus dieser Konstellation ergeben können, zu mediatisieren. Das Modell impliziert, die intendierte, materiell vermittelte *Ermächtigung*, die betroffenen Frauen durch die Teilnahme an Gender-Planungsprozessen zukommen soll, würde gegenüber einer diskursiv vermittelten *Entmächtigung* stets überwiegen. Wie das Beispiel Nanda Shresthas gezeigt hat, kann eine solche Entmächtigung dadurch entstehen, daß sich die Beteiligten zur Entwicklungskategorie degradiert fühlen; sie kann außerdem dadurch entstehen daß ihnen das Verfahren der Gender-Planung keinen Raum zur Selbst-Definition läßt und keinen wirklichen Dialog ermöglicht.¹⁸⁸ Eine explizite Thematisierung von nicht-intendierten Wirkungen findet bei Moser nicht statt. Emanzipation, wie postkoloniale KritikerInnen sie verstehen und *empowerment*, wie DAWN es versteht, verspricht Mosers Gender-Planung nur bedingt.

Dabei enthält das DAWN-Manifest klare Hinweise darauf, wie sich die Gruppe eine ermächtigende globale *Entwicklungszusammenarbeit* vorstellt: durch die

weltweite Netzerkennung und Kooperation von Frauenorganisationen und Basisgruppen. Diese Idee ist natürlich auch im Norden nicht neu und wird derzeit unter dem Stichwort 'Globale Zivilgesellschaft' diskutiert. Der Großteil der Nicht-Regierungsorganisationen arbeitet nach diesem Prinzip.¹⁸⁹

Ein solches Vorgehen erfordert allerdings, soll es von Erfolg gekrönt sein, daß die 'GeberInnen' im Norden gewillt sein müssen, das Privileg der Definitionsmacht nicht nur bezogen auf feministische Ziele, sondern auch bezogen auf Entwicklungsziele aufzugeben. Ob eine solche Zusammenarbeit unter gegebenen Machtverhältnissen in der staatlichen Entwicklungspolitik der Bundesrepublik durchsetzbar ist, ist fraglich. Das Beispiel der Niederlande und der skandinavischen Länder zeigt jedoch, daß ein solcher Ansatz auch in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit zumindest versucht werden kann.¹⁹⁰

Immerhin gibt es auch in der staatlichen projektplanungsorientierten Entwicklungszusammenarbeit Ansätze und Ideen, die um dialogische Verfahren bemüht sind. Hugo Slim und Paul Thompson beispielsweise beschreiben in ihrem Buch *Listening for a Change Modelle, die oral history und oral testimony-Methoden insbesondere in die Datenerhebungsphase von Projektplanungszyklen einbinden.*¹⁹¹ Diese Methoden sind beispielsweise in der britischen QUANGO¹⁹² Oxfam angewandt worden. Sie werden im Zusammenhang mit *Participatory Rural Appraisals* (PRAs) verwendet und knüpfen an den Einbezug von *Indigenous Knowledge* an, beides derzeit in Mode geratende alternative Entwicklungsversuche.¹⁹³ *Participatory Rural Appraisal* ist ein multimethodisches Partizipationskonzept, das eine Beteiligung der Zielgruppe nicht nur an der Datenerhebung,

¹⁸⁸ Es wäre interessant, das Verhältnis dieser (möglichen) Wirkungen auf Beteiligte von Projekten, die mit Mosers Gender-Planungsansatz oder einem ähnlichen Verfahren arbeiten, empirisch zu ermitteln.

¹⁸⁹ Um eine Zusammenarbeit mit explizit feministischen Gruppen im Süden hat sich in der Bundesrepublik besonders die *Frauenanstiftung* im grünen Stiftungsverband verdient gemacht.

¹⁹⁰ Bezogen auf die Niederlande vgl. z.B. Santen 1992; DAWN selbst wurde während der ersten Zeit unter anderem durch Gelder der schwedischen, norwegischen und finnischen Entwicklungsbehörden finanziert. Vgl. hierzu Sen/Grown 1988: 13.

¹⁹¹ Vgl. Slim/Thompson 1993.

¹⁹² QUANGOs sind quasi-NGOs.

¹⁹³ An dieser Stelle halte ich Arturo Escobars Unterscheidung zwischen „development alternatives“ und „alternatives to development“ für instruktiv. Während DAWN um letztere - nach Escobar „the rejection of the entire paradigm altogether“ bemüht ist, geht es bei den *oral testimony*-Ansätzen und dem *Participatory Rural Appraisal* eher um erstere. Vgl. Escobar 1995: 215. Ob aus „development alternatives“ „alternatives to development“ werden können oder ob die alternativen Entwicklungsmodelle das herrschenden Entwicklungsparadigma eher unterstützen, ist eine schwierige Frage, die wahrscheinlich nur kontextspezifisch beantwortet werden kann. Da Entwicklungsplanung zur Zeit (noch) stattfindet, vertrete ich in Bezug auf diese klar eine reformerische Position.

sondern auch an Planungsentscheidungen vorsieht.¹⁹⁴ Ansätze, die sich auf *Indigenous Knowledge* beziehen, sind bemüht, lokales Wissen, beispielsweise über Anbau- und Bewässerungsmethoden, in die Planung einzubeziehen.¹⁹⁵

Die konzeptionellen Anstrengungen Mosers richten sich genauso wie die vieler anderer GAD-Expertinnen in Entwicklungsorganisationen im Norden weniger auf partizipatorische Methoden als vielmehr auf Argumentationsstrategien für inner-institutionelle Auseinandersetzungen mit patriarchal denkenden Männern (und Frauen). Würden sie mit ihren gender-planerischen oder genderbewußt-planerischen Aktivitäten an der Basis ansetzen und zu diesem Zweck so weitgehend wie institutionell möglich auf partizipative Methoden zurückgreifen, könnten sie vielleicht nicht immer ihre eigenen genderbezogenen Interessen durchsetzen, jedoch gleichzeitig einem dialogischen Verfahren den Weg bereiten und dem Vorwurf des „westlichen Feminismusexports“ (Schäfer 1994, S. 12) ausweichen, den antifeministische Gegner der GAD-Anstrengungen immer wieder erheben.

Das neue *Gleichberechtigungskonzept* aus dem BMZ weist dafür allerdings nur bedingt den Weg. *Empowerment* bezieht sich hier, wie in den meisten GAD-Konzeptionen, lediglich auf die Machtgleichstellung und eine gleichberechtigte Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozeß. Die wesentlich weiterreichenden Dimensionen, die im DAWN-Manifest an diesen Begriff geknüpft sind, fallen damit weg. Auch bezogen auf die Partizipationsmuster, die das Konzept vorsieht, erweist es sich nicht als richtungsweisend. Ausdrücklich eingefordert wird lediglich die *Berücksichtigung* der Interessen aller Beteiligten bei der Programmierung der Entwicklungszusammenarbeit sowie der Planung und Durchführung aller Vorhaben.¹⁹⁶ Für weitere Details zum Stichwort ‘Partizipation’ verweist das *Gleichberechtigungskonzept* auf das sektorübergreifende Zielgruppenkonzept *Die beteiligten Menschen in der Entwicklungszusammenarbeit*. Hier wiederum wird die „*Berücksichtigung* von Zielgruppeninteressen“ klar von der wesentlich weiterreichenden „*Beteiligung* der Zielgruppen“ unterschieden (BMZ 1995, Anlage 3: 1). Schon der erste Abschnitt des *Zielgruppenkonzeptes* weist jedoch darauf hin, daß selbst die weitergehende der beiden Methoden dem *self-empowerment*-Gedanken der DAWN-Frauen klar widerspricht. Dort heißt es:

„Strukturelle Reformen wie Strukturanpassung, marktorientierte Wirtschaftsordnung, Privatisierung, Dezentralisierung, Organisationsstärkung sind wichtig zur Verbesserung der Rahmenbedingungen. Aber sie sind

¹⁹⁴ Vgl. z.B. Frey 1997.

¹⁹⁵ Vgl. z.B. den Sammelband von Fallbeispielen Blunt/Warren 1996.

¹⁹⁶ Vgl. BMZ 1997: 1.

keine Ziele, sondern Mittel dazu, die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen vorrangig der Zielgruppe der Armen zu verbessern.“
(BMZ 1995: 2)

Mit den feministischen Visionen der DAWN-Frauen hat eine Beteiligung an Strukturanpassungsmaßnahmen überhaupt nichts zu tun. Einem wirklich partnerschaftlichen Anspruch an Zusammenarbeit wird die Selbstbeschränkung auf eine Interessenberücksichtigung anstatt der Entwicklung von Kooperationsmodellen ebenfalls nicht gerecht. Dem Spannungsverhältnis, aus dem heraus die staatliche Entwicklungszusammenarbeit der meisten Länder operiert, entkommt somit auch das Gleichberechtigungskonzept nicht.

Der *gender turn* hat in weiten Teilen feministischer Theoriebildung zu einer Betonung von Differenzen und Machtverhältnissen zwischen Frauen sowie zur Suche nach tragfähigen politischen Strategien geführt, die diese Differenzen und Machtverhältnisse auf produktive Weise anzuerkennen in der Lage sind. In weiten Teilen des entwicklungspolitischen Kontextes hingegen scheint die Einführung der *gender*-Rhetorik das Resultat strategischer Erwägungen gewesen zu sein mit dem Ziel, taktisch geschickte Argumentationsstrategien für innerinstitutionelle Auseinandersetzungen in patriarchal strukturierten Organisationen zu entwickeln. Hier wurde der Begriff *gender* nicht eingeführt, um die Homogenität implizierende Kategorie 'Frau' vermeiden und auf Differenzen zwischen Frauen aufmerksam machen zu können, sondern um den Vorwurf zu entkräften, es ginge in den Frauenförder- und Genderplanungsansätzen um die Durchsetzung politischer Partikularinteressen jenseits von 'Entwicklung'. Dem *empowerment*-Konzept, wie es DAWN in die entwicklungstheoretischen und -politischen Diskussionen gebracht hat, ist in dieser Operation die entscheidende Dimension genommen worden.

Literaturverzeichnis

Bei Aufsätzen aus Sammelbänden, deren ursprüngliches Erscheinungsjahr von dem des Sammelbandes abweicht, ist jenes in Klammern nach dem Namen des Autors oder der Autorin angegeben.

- Anzaldúa, Gloria 1987: *Borderlands/La Frontera. The New Mestiza*. San Francisco.
- Appiah, Kwame Anthony 1991: Is the Post- in Postmodernism the Post- in Postcolonial? In: *Critical Inquiry* 17:Winter. S. 336-357.
- Appiah, Kwame Anthony (1992): The Postcolonial and the Postmodern. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): *The Postcolonial Studies Reader*. London/New York 1995. S. 119-124.
- Ashcroft, Bill/ Griffiths, Gareth/ Tiffin, Helen (Hg.) 1995: *The Postcolonial Studies Reader*. London/New York.
- Bachmann-Medick, Doris 1996: Weltweite Vogelperspektive. Anthropologische und postkoloniale Herausforderungen der Literaturwissenschaft. In: *Frankfurter Rundschau* vom 10.12.1996. S. 10.
- Bardhan, Kalpana 1986: Women's Work, Welfare and Status: Forces of Tradition and Chance in India. In: *South Asia Bulletin* 6:1. S. 3-16.
- Barrett, Michèle/ Phillips, Anne (Hg.) 1992: *Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates*. Stanford.
- Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/ Cornell, Drucilla/ Fraser, Nancy 1993: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt/Main.
- Bhabha, Homi 1994: *The Location of Culture*. London/New York.
- Bliss, Frank 1997: Kultur und Entwicklung. Ein zu wenig beachteter Aspekt in Entwicklungstheorie und -praxis. In: *Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z)* 38:5/6. S. 138-141.
- Bliss, Frank 1997a: Legitimität und Kompatibilität in der entwicklungspolitischen Praxis. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 43/97. S. 3-11.
- Bliss, Frank/ Schönhuth, Michael (Hg.) 1990: *Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik 2*. Bonn.
- Bliss, Frank et al. 1997: *Die sozio-kulturellen Schlüsselfaktoren in Theorie und Praxis der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit*. Forschungsberichte des BMZ 122. Köln.
- Blunt, Peter/ Warren, Michael (Hg.) 1996: *Indigenous Organizations and Development*. London.
- BMZ 1988: Konzept für die Förderung von Frauen in Entwicklungsländern. Anlage 1 der Bundestags-Drucksache 11/6126 vom 15.12.89. Nachgedruckt in: BMZ: *Förderung von Frauen in Entwicklungsländern. Materialien* 80. Bonn o.J.
- BMZ 1992: *Soziokulturelle Fragen in der Entwicklungspolitik. Materialien* 83. Bonn.
- BMZ 1993: *Journalisten-Handbuch Entwicklungspolitik 1993*. Bonn.

- BMZ 1994: Sozio-kulturelle Kriterien für Vorhaben der Entwicklungszusammenarbeit - Rahmenkonzept. BMZ aktuell 49. (Nachdruck der Fassung vom Februar 1992.) Bonn.
- BMZ 1994a: Journalisten-Handbuch Entwicklungspolitik 1994. Bonn.
- BMZ 1995: Sektorübergreifendes Zielgruppenkonzept - Die beteiligten Menschen in der Entwicklungszusammenarbeit. BMZ aktuell 56. Bonn.
- BMZ 1996: Journalisten-Handbuch Entwicklungspolitik 1996. Bonn.
- BMZ 1997: Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozeß - Gleichberechtigungskonzept. BMZ aktuell 84. Bonn.
- Boeckh, Andreas 1982: Abhängigkeit, Unterentwicklung und Entwicklung: Zum Erklärungswert der Dependencia-Ansätze. In: Dieter Nohlen, Franz Nuscheler (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Unterentwicklung und Entwicklung: Theorien - Strategien - Indikatoren. Zweite Auflage. Hamburg. S. 133-151.
- Bommes, Michael/ Scherr, Albert 1994: Migration und Dritte-Welt-Bewegung. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 7:3. S. 99-110.
- Boserup, Ester 1970: Women's Role in Economic Development. London.
- Braig, Marianne et al. (Hg.) 1997: Begegnung und Einmischung. Festschrift für Renate Rott zum 60. Geburtstag. Stuttgart.
- Brathwaite, Edward Kamau (1971): Creolization in Jamaika. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S. 202-205.
- Braun, Gerald (1986): Vom Mythos des Traditionalismus. In: BMZ: Soziokulturelle Fragen in der Entwicklungspolitik. Materialien 83. Bonn 1992. S. 20-24.
- Braun, Gerald/ Rösel, Jakob 1993: Kultur und Entwicklung. In: Dieter Nohlen, Franz Nuscheler (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Grundprobleme - Theorien - Strategien. Dritte Auflage. Bonn. S. 250-268.
- Braunmühl, Claudia von 1997: *Mainstreaming Gender* oder von den Genzen, dieses zu tun. In: Marianne Braig et al. (Hg.): Begegnungen und Einmischungen. Festschrift für Renate Rott zum 60. Geburtstag. Stuttgart. S. 375-394.
- Bremen, Volker von 1990: Kommentar zu M. Schönhuth: "Entwicklungsethnologie und der Kulturbegriff". In: Frank Bliss, Michael Schönhuth (Hg.): Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik 2. Bonn. S. 35-38.
- Bronfen, Elisabeth/ Marius, Benjamin (Hg.) 1997: Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen.
- Bruckner, Pascal 1984: Das Schluchzen des weißen Mannes. Europa und die Dritte Welt - eine Polemik. Berlin. (Französischsprachige Originalausgabe 1983)
- Bunch, Charlotte 1982: Copenhagen & Beyond: prospects for Global Feminism. In: Quest 5:4. S. 25-33.
- Buvinic, Mayra 1983: Women's Issues in Third World Poverty: A Policy Analysis. In: Mayra Buvinic, Margaret Lycette, William McGreevey (Hg.): Women and Poverty in the Third World. Baltimore.
- Chowdhry, Geeta 1995: Engendering Development? Women in Development (WID) in International Development Regimes. In: Marianne Marchand, Jane

- Parpart (Hg.): *Feminism/Postmodernism/Development*. London/New York. S. 26-41.
- Crush, Jonathan 1995: *Power of Development*. London/New York.
- DAWN 1987: *Morgenrot für die Feminisierung der Entwicklung? Mit einer Einführung von Helga Satzinger*. In: *Peripherie* 25/26. S. 143-163.
- DAWN (1995): *Das Erreichte Sichern und ins 21. Jahrhundert Vorwärtsgehen. Positionspapier für die 4. Weltfrauenkonferenz*. In: Christa Wichterich: *Wir sind das Wunder, durch das wir überleben. Die 4. Weltfrauenkonferenz in Peking*. Köln 1996. S. 108-116.
- Dienste in Übersee (Hg.) 1985: *Frauen in der Entwicklungsarbeit*. Stuttgart.
- Dirlik, Arif 1994: *The Postcolonial Aura: Third World Criticism in the Age of Global Capitalism*. In: *Critical Inquiry* 20:Winter. S. 328-356.
- Documenta-und-Museum-Fridericianum-Veranstaltungs-GmbH (Hg.) 1997: *politics-poetics. Das Buch zur Documenta X*. Ostfildern.
- Engelmann, Peter (Hg.) 1990: *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart.
- Engels, Benno (Hg.) 1994: *Die sozio-kulturelle Dimension wirtschaftlicher Entwicklung in der Dritten Welt*. Hamburg.
- Escobar, Arturo 1993: *Planung*. In: Wolfgang Sachs (Hg.): *Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek. S. 274-297.
- Escobar, Arturo 1995: *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*. Princeton.
- Esteva, Gustavo 1993: *Entwicklung*. In: Wolfgang Sachs (Hg.): *Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Reinbek. S. 89-121.
- Fanon, Frantz 1966: *Die Verdammten dieser Erde*. Frankfurt/Main. (Französischsprachige Originalausgabe 1961)
- Fanon, Frantz 1980: *Schwarze Haut, weiße Masken*. Frankfurt/Main. (Französischsprachige Originalausgabe 1952)
- Ferdowsi, Mir 1994: *Zum Stellenwert der Kultur in der bisherigen entwicklungstheoretischen Diskussion*. In: Benno Engels (Hg.): *Die sozio-kulturelle Dimension wirtschaftlicher Entwicklung in der Dritten Welt*. Hamburg. S.12-31.
- Foucault, Michel 1978: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin.
- Frey, Regina 1997: *Partizipative Methoden und Ansätze in der Entwicklungszusammenarbeit -- eine Kritik*. In: Marfred Schulz (Hg.): *Entwicklung: Theorie - Empirie - Strategie*. Münster. S. 187-195.
- Gates, Henry Louis 1991: *Critical Fanonism*. In: *Critical Inquiry* 17:Spring. S. 457-470.
- Grimm, Sabine 1997: *Einfach hybrid! Kulturkritische Ansätze der Postcolonial Studies (Teil 1)*. In: *Blätter des iz3w* 223. S. 39-42.
- Grimm, Sabine 1997a: *Nation hybrid. Kulturkritische Ansätze der Postcolonial Studies (Teil 2)*. In: *Blätter des iz3w* 224. S. 37-39.

- GTZ 1990: Die sozio-kulturelle Dimension in der Entwicklungszusammenarbeit. Eine Lesemappe für GTZ-Mitarbeiter. Eschborn.
- Hall, Stuart 1996: Terrains der Verstörung. Ein Interview mit Stuart Hall von Christian Höller. In: Texte zur Kunst 24. S. 47-57.
- Hirsch, Klaus 1990: Entwicklung - eine Dimension der Kultur. In: Frank Bliss, Michael Schönhuth (Hg.): Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik 2. Bonn. S. 32-34. (Kommentar zu Schönhuth 1990)
- Hirshman, Mitu 1995: Women and Development: A Critique. In: Marianne Marchand, Jane Parpart (Hg.): Feminism/Postmodernism/Development. London/New York. S. 42-55.
- Hutcheon, Linda (1989): Circling the Downspout of Empire. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S. 130-135.
- Hüfner, Klaus/ Reuther, Wolfgang (Hg.) 1996: UNESCO-Handbuch. Neuwied/Kriftel/Berlin.
- Huyssen, Andreas/ Scherpe, Klaus (Hg.) 1986: Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek.
- Illich, Ivan 1980: Entmündigung durch Experten. Reinbek.
- Jain, Devaki 1978: Can Feminism Be a Global Ideology? In: Quest 4:2. S. 9-15.
- Kahrman, Christine 1996: Kultur steht hoch im Kurs. In: Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z) 37:4. S. 108-110.
- Kaul, Inge 1996: Der Index der menschlichen Entwicklung. Die Initiative des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen. In: Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z) 37:11. S. 298-300.
- Kemper, Peter (Hg.) 1988: 'Postmoderne' oder Der Kampf um die Zukunft. Die Kontroverse in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Frankfurt/Main.
- Kohnert, Dirk 1994: Können Experten das, was sie sollen? Schwachstellen des sozio-kulturellen Rahmenkonzeptes des BMZ. In: Benno Engels (Hg.): Die sozio-kulturelle Dimension wirtschaftlicher Entwicklung in der Dritten Welt. Hamburg. S. 330-335.
- Köbler, Reinhart 1994: Lauter Bäume oder großer Wald? Entwicklungstheorie zwischen partikularer Diagnose und globalen Problemen. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 7:3. S.17-31.
- Kroeber, Alfred Louis/ Kluckhohn, Clyde 1952 : Culture - A Critical Review of Concepts and Definitions. New York.
- Kull, Volker 1997: Die Stimmen der 'Anderen'. Anmerkungen zum ethnographischen Film. In: Blätter des iz3w 224. S. 40-42.
- Lachenmann, Gudrun 1996: Weltfrauenkonferenz und Forum der Nichtregierungsorganisationen in Peking - internationale Frauenbewegung als Vorreiterinnen einer globalen Zivilgesellschaft? Working Paper 251 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie. Bielefeld.
- Landry, Donna/ Maclean, Gerald (Hg.) 1996: The Spivak Reader. London/New York.

- Mann, Harveen Sachdeva 1995: Women's Rights versus Feminism? Postcolonial Perspectives. In: Gita Rajan, Radhika Mohanram (Hg.): Postcolonial Discourse and Changing Cultural Contexts. Westport. S. 69-88.
- Marchand, Marianne 1995: Latin American Women Speak on Development: Are we Listening yet? In: Marianne Marchand, Jane Parpart: Feminism/Postmodernism/Development. London/New York. S. 56-72.
- Marchand, Marianne/ Parpart, Jane (Hg.) 1995: Feminism/Postmodernism/Development. London/New York.
- Menzel, Ulrich 1992: Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie. Frankfurt/Main.
- Mies, Maria 1982: The Lace Makers of Narsapur: Indian Housewives Produce for the World Market. London.
- Mohanty, Chandra Talpade 1991: Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: Chandra Mohanty, Ann Russo, Lourdes Torres (Hg.): Third World Women and the Politics of Feminism. Bloomington/Indianapolis. S. 51-80.
- Mohanty, Chandra Talpade 1991a: Cartographies of Struggle: Third World Women and the Politics of Feminism. In: Chandra Mohanty, Ann Russo, Lourdes Torres (Hg.): Third World Women and the Politics of Feminism. Bloomington/Indianapolis. S. 1-47.
- Mohanty, Chandra Talpade 1992: Feminist Encounters. Locating the Politics of Experience. In: Michèle Barrett, Anne Phillips (Hg.): Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates. Stanford. S. 74-92.
- Mohanty, Chandra Talpade/ Russo, Ann/ Torres, Lourdes (Hg.) 1991: Third World Women and the Politics of Feminism. Bloomington/Indianapolis.
- Molyneux, Maxine 1995: Mobilization Without Emancipation? Women's Interests, the State and Revolution in Nicaragua. In: Feminist Studies 11:2. S. 227-254.
- Moser, Caroline (1989): Gender Planning in the Third World: Meeting Practical and Strategic Gender Needs. In: Rebecca Grant, Kathleen Newland: Gender and International Relations. Bloomington 1991. S. 83-121. (Erstveröffentlichung in World Development 17:11. S. 1799-1825)
- Moser, Caroline 1993: Gender Planning and Development. Theory, Practice and Training. London/New York.
- Newman, Judie 1995: The Colonial Voice in the Motherland. In: Gita Rajan, Radhika Mohanram (Hg.): Postcolonial Discourse and Changing Cultural Contexts. Westport. S. 47-57.
- Nicholson, Linda (Hg.) 1990: Feminism/Postmodernism. New York/London.
- Nohlen, Dieter (Hg.) 1993: Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen. Fünfte Auflage. Reinbek.
- Nohlen, Dieter/ Nuscheler, Franz (Hg.) 1982: Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Unterentwicklung und Entwicklung: Theorien - Strategien - Indikatoren. Zweite Auflage. Hamburg.
- Nohlen, Dieter/ Nuscheler, Franz (Hg.) 1993: Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Grundprobleme - Theorien - Strategien. Dritte Auflage. Bonn.

- Nuscheler, Franz 1985: Einleitung: Entwicklungslinien der politikwissenschaftlichen Dritte Welt-Forschung. In: Dritte Welt-Forschung. Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. PVS-Sonderheft 16. S. 7-25.
- Nuscheler, Franz 1995: Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik. Vierte Auflage. Bonn.
- Nussbaum, Martha/ Sen, Amartya (Hg.) 1993: The Quality of Life. Oxford.
- Nussbaum, Martha/ Glover, Jonathan (Hg.) 1995: Women, Culture and Development. A Study of Human Capabilities. Oxford.
- Ohe, Werner von der et al. 1982: Die Bedeutung sozio-kultureller Faktoren in der Entwicklungstheorie und -praxis. Köln. (Auszug in BMZ 1992: 10-11)
- Palma, Gabriel 1978: Dependency: A Formal Theory of Underdevelopment or a Methodology for the Analysis of Concrete Situations of Underdevelopment? In: World Development 6. S. 881-924.
- Petersen, Kirsten Holst (1984): First Things First. Problems of a Feminist Approach to African Literature. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S. 251-254.
- Radcliff, Sarah/ Westwood, Sallie (Hg.) 1993: 'Viva': Women and Popular Protest in Latin America. London/New York.
- Radcliff, Sarah/ Westwood, Sallie 1993a: Gender, Racism and the Politics of Identities in Latin America. In: Sarah Radcliff, Sallie Westwood: 'Viva': Women and Popular Protest in Latin America. London/New York. S. 1-29.
- Rajan, Gita/ Mohanram, Radhika (Hg.) 1995: Postcolonial Discourse and Changing Cultural Contexts. Westport.
- Riegel, Klaus-Georg 1982: Tradition und Modernität. Zum Modernisierungspotential traditionaler Kulturen nichtwestlicher Entwicklungsgesellschaften. In: Dieter Nohlen, Franz Nuscheler (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Unterentwicklung und Entwicklung: Theorien - Strategien - Indikatoren. Zweite Auflage. Hamburg. 73-91.
- Rushdie, Salman 1992: Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1981 - 1992. München.
- Sachs, Wolfgang 1992: Zur Archäologie der Entwicklungsidee: acht Essays. Frankfurt/Main.
- Sachs, Wolfgang (Hg.) 1993: Wie im Westen, so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik. Reinbek.
- Said, Edward 1981: Orientalismus. Frankfurt/Berlin/Wien.
- Said, Edward 1994: Culture and Imperialism. London.
- Santen, Jose van 1992: Der Autonomieansatz in der niederländischen Entwicklungsdiskussion - Veränderungen der Frauenökonomie bei den Mafa (Nord Kamerun) im Zuge der Islamisierung. In: Peripherie 47/48. S. 172-190.
- Schäfer, Rita 1994: Frauen und Entwicklungsforschung: Überlegungen zu Theorie und Methodik. In: Entwicklungsethnologie 2/94. S. 8-21.
- Schönhuth, Michael 1990: Entwicklungsethnologie und der Kulturbegriff: Zur Übersetzertätigkeit zwischen kulturellen Konstruktionen von Wirklichkeit. In: Frank Bliss, Michael Schönhuth (Hg.): Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik 2. Bonn. S. 13-31.

- Schulze-Engel, Frank 1997: Würde Asterix auch Coca-Cola trinken? Kulturelle Dimensionen der Globalisierung. In: Blätter des iz3w 221. S. 38-40.
- Seligson, Mitchell 1993: The Dual Gaps: An Overview of Theory and Research. In: Mitchell Seligson, John Passé-Smith (Hg.): Development and Underdevelopment. The Political Economy of Inequality. Boulder/London. S. 3-7.
- Seligson, Mitchell/ Passé-Smith, John (Hg.) 1993: Development and Underdevelopment. The Political Economy of Inequality. Boulder/London.
- Sen, Gita/ Grown, Caren 1988: Development, Crises and Alternative Visions. Third World Women's Perspectives. London. (Teilweise übersetzt in DAWN 1987.)
- Shrestha, Nanda 1995: Becoming a Development Category. In: Jonathan Crush (Hg.): Power of Development. London/New York. S. 266-277.
- Sift, Stefanie 1995: Suppenküche und Guerilla. Frauen im Demokratisierungsprozeß. In: Blätter des iz3w 205. S. 20-24.
- Simson, Uwe 1986: Kultur und Entwicklung. Die kulturellen Bedingungen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Handelns in der Dritten Welt. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 16/86. S. 3-11.
- Slim, Hugo/ Thompson, Paul 1993: Listening for a Change: Oral Testimony and Development. London.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1988: In Other Worlds. Essays in Cultural Politics. London/New York.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1990: The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues. London/New York.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1993: Outside in the Teaching Machine. London/New York.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1996: 'Woman' as Theatre. United Nations Conference on Women, Beijing 1995. In: Radical Philosophy 75:Jan/Feb. S. 2-4.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1996a: I'm not a Sister. Ein Interview mit Chayatri Chakravorty Spivak von Manuela Bojadzijeve und Sabine Grimm. In: Texte zur Kunst 24. S. 73-80.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1997: Vom Politischen zum Poetischen. Gayatri Chakravorty Spivak, Jean-François Chevrier und Françoise Joly im Gespräch. In: Documenta-und-Museum-Fridericianum-Veranstaltungs-GmbH (Hg.): politics-poetics. Das Buch zur Documenta X. Ostfildern. S. 760-769.
- Spivak, Gayatri Chakravorty/ Guha, Ranajit (Hg.) 1988: Selected Subaltern Studies. New York.
- Suleri, Sara (1992): Woman Skin Deep. Feminism and the Postcolonial Condition. In: Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London/New York 1995. S. 273-280.
- Verheyen, Gunther 1995: Zeichen der Eroberung. Edward Saids neues Buch 'Kultur und Imperialismus'. In: Blätter des iz3w 206. S. 42-43.
- Welsch, Wolfgang 1991: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim.
- Wichterich, Christa 1987: Paradigmenwechsel: Von der "Integration in die Entwicklung" zur "Feminisierung der Entwicklung". In: Peripherie 25/26. S. 122-142.

- Wichterich, Christa 1994: Empowerment. Vom Widerspruch zum Widerstand der Frauen. In: epd-Entwicklungspolitik 14/94. S. 33-36.
- Wicherich, Christa 1996: Wir sind das Wunder, durch das wir überleben. Die 4. Weltfrauenkonferenz in Peking. Köln.
- Wieringa, Saskia 1994: Women's Interests and Empowerment: Gender Planning Reconsidered. In: Development and Change 25:4. S. 829-848.
- Wieringa, Saskia (Hg.) 1995: Subversive Women: Historical Experiences of Gender and Resistance. New Delhi/London.
- Wissenschaftlicher Beirat beim BMZ 1982: Herausforderungen für die Entwicklungspolitik in den achziger Jahren. Köln.
- Young, Robert 1990: White Mythologies. Writing History and the West. London/New York.
- Zwiefelhofer, Hans et al. 1982: Sozio-kultureller Wandel und Entwicklungspolitik. In: Wissenschaftlicher Beirat beim BMZ: Herausforderungen für die Entwicklungspolitik in den achziger Jahren. Köln. (Auszüge in BMZ 1992. S. 12-14)

Abkürzungsverzeichnis

BMZ	Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
BUKO	Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen
DAWN	Development Alternatives with Women for a New Era
DÜ	Dienste in Übersee
EU	Europäische Union
GAD	Gender and Development
GDI	Gender-related Development Index
GEM	Gender Empowerment Measure
GTZ	Gesellschaft für technische Zusammenarbeit
HDI	Human Development Index
iz3w	Informationszentrum 3. Welt
NGO	Non-Governmental Organization
PGN	Practical Gender Need
PRA	Participatory Rural Appraisal
SEWA	Self Employed Women's Association
SGN	Strategic Gender Need
UN	United Nations
UNDP	United Nations Development Program
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
WAD	Women and Development
WAND	Women and Development Unit of the University of the West Indies
WID	Women in Development
YWCA	Young Women's Christian Association
QUANGO	Quasi Non-Governmental Organization